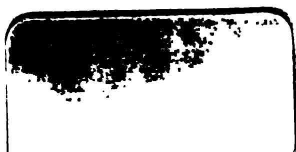

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE



ARAUKANISCHE MÄRCHEN

UND

ERZÄHLUNGEN

MITGETEILT VON

SEGUNDO JARA (KALVUN)

GESAMMELT UND ÜBERSETZT

VON

DR. RUDOLF LENZ.

VALPARAISO:
IMPRENTA DEL UNIVERSO DE GUILLERMO HELFMANN
CALLE SAN AGUSTIN, 39-D

1896

EINLEITUNG

Unsere Kenntnis der Indianer Südchiles ist tatsächlich noch sehr lückenhaft. Zwar sind die Araukaner seit den Zeiten der Eroberung oft Gegenstand langer Abhandlungen und sogar grosser epischer Gedichte in spanischer Sprache gewesen, aber die Wissenschaften der Gegenwart, Anthropologie, Ethnologie und Linguistik, haben sich noch nicht ernsthaft mit ihnen beschäftigt. In Folge dessen ist es nicht wunderbar, dass die allermeisten Nachrichten über die Araukaner, die wir in spanisch geschriebenen Werken finden, voller fehlerhafter und ganz willkürlicher Angaben sind. Die europäischen und nordamerikanischen Autoren waren fast ausnahmlos auf schlechte spanisch-amerikanische Quellen angewiesen und konnten deshalb trotz aller Wissenschaft und Arbeit auch nichts befriedigendes liefern.

Vor manchen chilenischen und argentinischen Publikationen, die sich mit den Indianern beschäftigen, ist geradezu zu warnen. Ein klares Bild des ethnologisch Wissenswertesten in kurzen Umrissen findet sich jedoch im ersten Bande von *Diego Barros Arana's* chilenischer Geschichte, 1) und *José Toribio Medina* hat in seinem Werke über die Urbewohner Chiles 2) alle wichtigen Nachrichten, die in den alten spanischen Chroniken zerstreut sind, mit grossem Fleiss gesammelt.

Was wir am meisten vermissen, sind zuverlässige Angaben über das Geistesleben dieses durch seine Tapferkeit und aktive Intelligenz hervorragenden Indianerstammes. Von seinen religiösen Anschauungen ist uns nur sehr wenig Sicheres be-

1) *Historia jeneral de Chile* por Diego Barros Arana, Santiago 1886.

2) *Los Aboríjenes de Chile* por José Toribio Medina, Santiago 1882.

kannt. Die alten Missionäre des 17. und 18. Jahrhunderts sind in dieser Beziehung schlechte Gewährsmänner; sahen sie doch derartige Dinge fast ausnahmslos durch die Brille eines fanatischen katholischen Dogmas als Teufelsspuk an.

Von etwaigen Heldensagen, von Märchen, Liedern und sonstigen Erzeugnissen der Volksseele und Volksgeschichte (ausser ein paar Beschwörungsformeln, die uns der westfälische Pater Bernhard Havestadt in seiner araukanischen Uebersetzung des *Indiculus universalis R. P. Francisci Pomey* überliefert hat 3) ist bisher nicht das geringste bekannt gewesen; wie denn überhaupt trotz der drei grossen Grammatiken des Araukanischen von VALDIVIA (1606), FEBRÉS (1765) und HAVESTADT (1777) wohl kein einziges Schriftstück in echtem Araukanisch existierte.

Seit ich mich dem Studium der Indianersprache Chiles gewidmet habe, war es deshalb mein Bestreben ausser Uebersetzungen von spanischen Sätzen, die für gewisse grammatikalische und lexikale Zwecke unentbehrlich sind, originale Erzählungen, seien es Märchen oder persönliche Erlebnisse oder Erinnerungen, und Lieder zu sammeln. Anfangs hatte ich nicht den erhofften Erfolg damit.

Der Häuptling *Juan Amasa* aus Collipulli, mit dem ich 1894 arbeitete, übersetzte zwar sehr gut aus dem Spanischen in seine Muttersprache, 4) aber zusammenhängende Erzählungen konnte er mir nicht geben ausser einigen Liedern und Gesprächen die beim Erntefeste üblich sind. 5) Der alte Huilliche *Domingo Kintuprai* aus Osorno gab mir dagegen eine Familientradition (Episode aus dem Leben seines Grossvaters, 6) eine

3) *Chilidúg'u, sive Res Chilenses...* opera BERNARDI HAVESTADT. Monasterii Westphaliae 1777. Tomus I, numero 411 (Neudruck von PLATZMANN, Leipzig 1883, I. paj. 237 ss.)

4) Man vergleiche meine *Estudios Araucanos III, Diálogos en dialecto picunche* in den "Anales de la Universidad de Chile," tomo 91. Santiago 1895. Sonderabzüge der Estudios araucanos sind durch K. W. Hiersemann in Leipzig zu beziehen.

5) Diese Stücke sind unter dem Titel *Estudios Araucanos IV* erschienen in den An. de la Univ. de Chile 1896 Abril.

6) Ebenso wie 5.

Beschreibung des Ausbruches des Vulkans Calbuco 7) und einen langen interessanten Bericht über eine von ihm selbst ausgeführte Reise zu den Stammesgenossen, die vor zwanzig Jahren am Nahuelhuapisee in Argentinien wohnten. 8) Alle diese Dokumente werden aber in den Schatten gestellt durch die stattliche Reihe von Märchen und Erzählungen, die ich im folgenden zum ersten Male den Amerikanisten und allen die sich für vergleichende Volks- und Sagenkunde interessieren, vorlege.

Das Verdienst den Verfasser derselben (soweit man bei volkstümlichen Märchen und Erzählungen von einem Verfasser sprechen darf) als ein hervorragend brauchbares Object erkannt zu haben, gebührt meinem Freunde *Don Victor Manuel Chiappa,* auf dessen Gute Santa Rosa (sechs Meilen südöstlich von Victoria am oberen Rio Perquenco, einem kleinen Zuflusse des Rio Imperial, am Fusse der Kordillere gelegen) der Indianer *Segundo Jara,* oder wie er mit seinem indianischen Namen heisst, *Kalvun,* seit längerer Zeit teils in der Dampfsägerei, teils mit Feldarbeit beschäftight ist. Herr Chiappa, der sich Anfangs 1895 mit mir behufs Anleitung zur wissenschaftlichen Erforschung der araukanischen Sprache in Verbindung gesetzt hatte, sandte mir im Laufe vorigen Jahres nach und nach ausser drei Liedern aus anderer Quelle, neun meist kurze Lieder, drei Märchen und vier Erzählungen (die Nummern 1, 2, 14, 15, 16, 19), die er nach Kalvuns Diktat aufgeschrieben hatte.

Ich erkannte sofort den hohen wissenschaftlichen Wert der Dokumente, sah aber auch, dass in folge Mangels an phonetischer Schulung die Aufzeichnungen des Herrn Chiappa nicht immer die wünschenswerte wissenschaftliche Genauigkeit aufwiesen. Mit Freuden folgte ich daher Anfangs Februar der liebenswürdigen Einladung meines Freundes, einige Wochen

---

7) Gedruckt in den *Verhandlungen des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins zu Santiago III.* Sonderabzüge in Kommission bei K. W. Hiersemann.

8) Gedruckt als *Estudios Araucanos I* mit spanischer Uebersetzung und Anmerkungen.

der Sommerferien auf dem Gute seiner Familie zu verbringen. Ich habe dort zunächst die von Herrn Chiappa aufgezeichneten Stücke noch einmal mit Kalvun durchgelesen und meine Zweifel über die Bedeutung einiger Worte und Konstruktionen gelöst, die durch die freie ebenfalls von Kalvun diktierte Uebersetzung, welche Herr Chiappa seinen Sendungen anfangs immer, später nur an schwierigeren Stellen beigab, nicht genügend erklärt waren. Alsdann habe ich die übrigen Stücke selbst nach Kalvuns Diktat aufgeschrieben.

Die Originale werden mit spanischer Uebersetzung und Anmerkungen als Fortsetzung meiner "Arauhanischen Studien" erscheinen. Hier gebe ich eine deutsche Uebersetzung, die so wörtlich ist, wie es irgend mit dem Geiste der deutschen Sprache vereinbar. Es wäre leicht gewesen das Ganze in besserem Stile umzuarbeiten, offenbar unrichtige Einschiebsel zu unterdrücken und Auslassungen zu ergänzen. Aber ich glaube, es ist richtiger nichts zu verschönern, und so den eigenartigen Eindruck der schlichten indianischen Denkweise wenigstens teilweise dem deutschen Leser zu erhalten. Nur in einem Punkte habe ich mir grössere Freiheit gestattet. Der Araukaner pflegt bei Gesprächen nur einen Namen der redenden Personen zu wiederholen, der dann natürlich abwechselnd als Subjekt und als Object des Sprechens erscheint, während wir meist zwischen beiden Subjekten wechseln. Also, während wir abwechseln: ... sagte A.; ... sagte B.; ... fragte A.; ... antwortete B., — sagt der Araukaner: ... sagte A.; ... wurde dem A. gesagt; ... sagte A.; ... sagte man zu A. Das wäre im Deutschen unerträglich weitschweifig; im Araukanischen mit seinen ausserordentlich häufigen Passivkonstructionen (man wird dieselben sowieso noch oft genug in meiner Uebersetzung finden) und den bequemen Objektivformen des Verbums, macht sich das leicht und natürlich.

Ausserdem beseitige ich oft das ewige *veimeu*, mit dem fast jeder Satz anfängt and das genau der deutschen kindlichen Erzählungsweise mit „und da... und da..." entspricht.

Ebenso habe ich durchgehends die Uebersetzung des Wortes *piam* („so sagt man") ausgelassen, das in vielen der Erzählungen nach jedem dritten oder vierten Worte gewissermassen

wie ein Pausezeichen beim mündlichen Vortrag eingeschaltet ist.

Einiges nicht zur Sache gehörige habe ich in runde Klammern gesetzt, und ein paar mal offenbare Auslassungen in eckigen Klammern ergänzt.

Abgesehen davon ist meine Uebersetzung, wie gesagt, so wörtlich als es der grundverschiedene Charakter der Sprachen erlaubt.

* * *

Ueber die Araukaner mögen vorläufig folgende kurzen Angaben genügen. Zur Zeit der Eroberung Chiles war das ganze Land von Copiapó im Norden bis Chiloé im Süden von einem einheitlichen Volksstamm besetzt, der wahrscheinlich ohne jeden hinreichenden Grund von den Spaniern „Araukaner“ getauft wurde. Das Volk selbst hat wahrscheinlich sich niemals anders genannt als „die Leute des Landes“ *(mapu-che)*, und unterschied sich durch geographische Zusätze in Leute des Nordens, des Südens, des Meeres u. dergl. Für die Hauptmasse existiert der Name *Moluche*, der mit „Krieger“ übersetzt zu werden pflegt; warum, weiss ich nicht.

Die Bedeutung dieser Namen ist durchaus nicht einer Einteilung in Stämme gleichzusetzen. Dieselbe Gegend kann je nach dem Standpunkt des Redenden als Norden oder Süden aufgefasst werden.

Sicher ist nur die Bezeichnung *Pehuenche* (die Leute der Pinienwälder) für die Indianer, welche in der Kordillere wahrscheinlich vom 38. bis zum 41. Grad südl. Br. und auf beiden Seiten der Bergabhänge wohnten und zum Teil noch wohnen. Insbesondere diese letzteren waren es, die sich über die argentinische Pampa zeitweise bis in die Nähe von Buenos Aires ausdehnten. Diesem Stamme gehören die folgenden Erzählungen an.

Kein Indianerstamm hat den Spaniern so langen und zähen Widerstand entgegengesetzt wie die Araukaner. Erst seit etwas über zwölf Jahren kann man sagen, dass die Unterwerfung der letzten unabhängigen Häuptlinge als endgiltig anzusehen ist.

Wie die geistige Entwicklung der Araukaner zur Zeit der Eroberung des Landes zu beurteilen ist, wird eine kritische Forschung erst noch des näheren darzulegen haben, ebenso die Frage nach ihren religiösen Vorstellungen und ihren staatlichen Einrichtungen. Die landläufigen Ansichten darüber, die meist ein Autor vom andern abgeschrieben hat, bedürfen zweifellos vielfach der Berichtigung. Sicher scheinen mri folgende zwei Punkte. Erstens: die religiösen Vorstellungen der Araukaner waren auffallend abstrakter Natur. Nirgends wird von einem eigentlichen Gottes- oder Götzendienst berichtet und es scheint, dass sie ihre Gottheiten niemals körperlich dargestellt haben. Zweitens: Gegenstand der Verehrung waren die Seelen der Verstorbenen (Ahnenkultus); das Uebel der Welt, Krankheit, Gewitter, Erdbeben und dergleichen stammt von bösen Mächten, deren höchste der Donnergott *Pillán* gewesen zu sein scheint. Der *Cherrúve,* der eine grosse Rolle in den folgenden Märchen spielt, scheint auch ein Gewittergott, wahrscheinlich das Wetterleuchten, gewesen zu sein. Sein Haus ist am Vulkan, dessen Feuerschein mit dem in den Anden so häufigen Wetterleuchten vielleicht zusammengeworfen wurde. *Wekuvü,* dessen Namen übrigens in Kalvuns Märchen bisher nicht vorkommt, ist das böse Prinzip des menschlichen Lebens, der Urheber der Krankheiten und alles Unglücks.

Ob je volles Licht über die ursprünglichen religiösen Ansichten der Araukaner kommen wird, scheint mir zweifelhaft. Es dürfte zu spät sein. Ich vermute, dass der „Herrscher der Menschen" *(Ngünechén)* aus Kalvuns Märchen, ebenso wie Kintuprais „Gottvater" *(chao Dios)* der etwas indianisierte Christengott ist, für dessen Lehre übrigens die Araukaner niemals viel Verständniss gezeigt haben.

Die ganze Lebensanschauung der Indianer hat offenbar einen ebenso grossen Wandel erlitten, wie ihre Lebensführung. Daran ist in erster Linie das von den Europäern eingeführte Pferd schuld, dessen Benutzung und Züchtung die Araukaner so schnell von ihren Feinden erlernten, dass sie wenige Jahre nach dem Beginn der Eroberung die Spanier mit Reiterei und mit der ebenfalls von ihnen gelernten Taktik schlugen.

Uebrigens ist dieser Umstand allein schon Beweis genug für die ausserordentlich hohe Intelligenz und Anpassungsfähigkeit der chilenischen Indianer. Erst der Gebrauch des Pferdes hat sie zu Herren der argentinischen Pampa gemacht, die sie bis vor wenigen Jahrzehnten geblieben sind. Heute noch ist der Besitz eines gesattelten Pferdes der höchste Wunsch des Indianers und Pferdefleisch der feinste Festtagsbraten.

*
* *

Die folgenden Märchen zerfallen in drei Gruppen, mythologische Märchen, Tiermärchen und Märchen europäischen Ursprungs.

Die beiden ersten sind die wichtigsten; sie sind rein araukanischen Ursprungs, und zum teil wohl ziemlich alt, so besonders das Märchen vom alten Latrapai, obgleich sie alle mehr oder weniger Züge an sich tragen, die auf die Zeit nach der Eroberung hinweisen. Nicht zu verkennen ist ferner, dass die Märchen dem Stamme der Pehuenchen angehören, der, wie schon erwähnt, seine Wohnsitze in den Abhängen der Cordillera de los Andes hat und früher die ganze argentinische Pampa durchstreifte. Ich werde in den Anmerkungen kurz auf charakteristische Stellen hinweisen.

Die Tiermärchen sprechen für sich selber; dass der Indianer den Tieren seine eigenen Leidenschaften, z. B. die Spielwut, unterschiebt, ist natürlich. Einige dieser Märchen dürften nicht frei sein von europäischen Einflüssen.

Die beiden Märchen von den drei Brüdern und den drei Schwestern sind sicher rein europäischen Ursprungs. Sie müssen, wahrscheinlich schon in vergangenen Jahrhunderten, als der Spanier und der Indianer noch zusammenlebten, von den spanischen Kriegsknechten etwa zunächst auf ihre indianischen Frauen, und von diesen in Uebersetzung zu den Stammverwandten übergegangen sein. Mein Freund Chiappa erinnert sich das Märchen von den drei Brüdern in ganz ähnlicher Fassung vor einigen zwanzig Jahren von einem chilenischen Dienstmädchen im Hause seiner Eltern in Lebu gehört zu haben. Ich besitze leider keine Sammlung spanischer oder chilenischer Märchen, kann also nicht direkt auf dieselben

verweisen. Einige Aehnlichkeiten mit den deutschen Volksmärchen werde ich in den Anmerkungen erwähnen.

Ueber den Vortrag der Märchen kann ich nur folgendes nach Kalvuns Mitteilung berichten. Die gewöhnliche Zeit des Vortrags ist die Abendstunde, wo sich mehrere in oder bei einer Hütte vereinigen um mit der Unterhaltung sich die Zeit zu vertreiben. Alle Zuhörer sitzen schweigend um den oder die Vortragende; jeder der etwas weiss kann das Wort erhalten. Der Vortrag ist sehr langsam, monoton, pathetisch, in kurz abgerissenen Sätzen oder Satzteilen, die häufig, wenn nicht immer, durch ein eingeschaltetes „*piam*“ (so erzählt man) in Stücke geteilt werden. Nach jedem „*piam*“ erfolgt eine Pause, in der die Zuhörer den Redner durch ein dumpfes „*hö*“ ermuntern. Gesungen wird nur bei Festen mit gleichzeitigem Gelage.

Dr. RUDOLF LENZ.

Santiago de Chile, April 1896.

Autobiographie des Indianers Kalvun (*) (Segundo Jara) vom oberen Perkenko.

Ich bin in Kopiñ geboren. Mein Vater heisst Katriñ, meine Mutter Rupaillang.

Noch ganz klein kam ich über den Cautin. Mein Vater war ein braver Mann, deshalb führte er auch die Tochter Lemunau's heim.

Nach einiger Zeit verarmte mein Vater; deshalb trat er bei seinem Schwager Kalvukura ein und wohnte dort. Daselbst ist er noch.

Vor zwei Jahren verliess ich das Haus meines Vaters und kam hierher zu diesem Herrn [Don Julio Chiappa].

(*) Genauer ist der Name *Kallvün.*

Ich gab sehr acht auf die Worte, deshalb lernte ich lesen. Ich wohnte noch im Hause meines Vaters, da unterrichtete mich Namunkura. Der war nach Collipulli (1) gegangen um lesen (1) zu lernen. Daher weiss ich, Kalvun, ein wenig was man redet. Weil ich immer sehr aufpasste, hörte ich, was die Menschen reden. Ich hörte es und deshalb weiss ich, was man spricht. Was die Menschen (Indianer) erzählten hörte ich; daher kann ich erzählen. Ich bin ein braver Mann, Lemunau's Enkel, Kalvukura's Neffe. Ordike (Rodriguez) ist auch mein Onkel, Kusüange ist mein Grossvater väterlicherseits.

[Kalvun ist ungefähr 23 bis 25 Jahre alt.]

---

1) Die Anmerkungen folgen am Schluss des Ganzen.

ARAUKANISCHE MÄRCHEN

UND

ERZÄHLUNGEN

Mythologische Märchen

1. Das Marchen vom Cherruve.

Es waren einmal zwei kleine Indianer (1). Da sagte der erste: „Ich will zum Vulkan gehen," und machte sich auf. „Ich gehe auf die Jagd," sagte er. (1)

Als er hinkam, fand er Huanakos und erlegte sie mit dem Boleador (2). Gar viele Huanakos und Strausse er fand. Er hatte auch einen Hund bei sich. (2)

So stieg er zum Vulkan empor und kam oben auf der Spitze an. An einer ganz dunklen Stelle, da gab er seinem Maultier die Sporen. So kam er gradeswegs zu dem Hause des Cherruve (3). An der Tür des Hauses machte er Halt. (3)

Da erzürnte der Diener des Cherruve über ihn und sagte zu ihm: „Wozu kommst du hierher? Gleich wird der Cherruve kommen. Mach' dich fort! Wenn der Cherruve ankommt, wird er dich töten," sagte er zu ihm.

Da wurde der kleine Indianer böse und sagte: „Warum sollte er mich grade töten?" und blieb im Hause des Cherruve stehen.

Der Cherruve hatte einen Hund so gross wie ein Ochse; der fing an mit dem Hunde des kleinen Indianers zu streiten, aber er konnte seiner nicht Herr werden. Da rief man ihm zu: „Gleich geh hinaus!"

Es waren da aber auch zwei hübsche Mädchen, die waren wie Schafe angebunden, damit der Cherruve Fleisch zu essen habe.

Kurz vor Mittag kam der Cherruve an.

„Geh fort! Der Cherruve ist angekommen; sogleich wird er dich töten," sagte man zu dem kleinen Indianer.

„Ist denn der Cherruve so wild?“ antwortete er.

„Wild, und ein Menschenfresser ist er; sobald er dich erblickt, wird er dich töten,“ war die Antwort.

Da kam der Cherruve schon ganz nahe heran und schleuderte mit lautem Getöse Menschenköpfe umher. Da blitzte es; mit offenem Munde kam der Cherruve an.

Da hetzte der kleine Indianer seinen Hund: „Sei mutig, Hündchen; beiss ihn!“ Und als der Cherruve ganz nahe kam, da gab er seinem Maultier die Sporen und rannte den Cherruve an; so kämpften sie beide mit einander.

Da ermutigte er wieder seinen Hund. So tötete er den Cherruve. Als er tot war, befreite er die beiden hübschen Mädchen und nahm sie mit sich nach Hause. Als er sie heimbrachte, da sagten die beiden hübschen Mädchen zu ihm: „Wir wollen uns gleich mit dir verheiraten!“

„Ich will nicht! Geht zu eurem Vater und eurer Mutter!“ sagte er zu ihnen. Aber sie wollten nicht.

Abermals machte sich der kleine Indianer auf und stieg zum Vulkan empor um zu jagen. Oben auf einem hohen Felsblock blieb er über Nacht. Da ging ein Cherruve ihm nach und fand ihn. Und als er ihn sah, stürzte er den Felsblock um, so dass der kleine Indianer darunter begraben wurde. So blieb er zwei Tage verloren.

Da sagte sein Bruder: „Ich will meinem Bruder nachgehen,“ setzte sich auf eine Ziege wie auf ein Pferd und machte sich auf den Weg. Auf einem hohen Felsblock angekommen sagte er: „Hier will ich mich schlafen legen.“

So legte er sich hin zum schlafen.

Da kam wieder ein Cherruve; aber der Indianer sah ihn, wie er herankam, und sagte zu seinem Hündchen: „Sei mutig! wir wollen zusammen kämpfen.“

Der Cherruve kam heran und setzte sich oben auf einen Felsblock. Da erbebte der Felsen. Der Indianer aber zog sein Schwert heraus und erhob es gegen den Cherruve und verwundete ihn und warf ihn auf die Erde nieder, und sie bissen auf einander ein. So nahm er den Cherruve gefangen und fragte ihn aus: „Wo hast du meinen Bruder gelassen? sagte er; sogleich wirst du mir meinen Bruder zeigen.“

„Du must hier die Steine auf der Erde umwälzen," antwortete der Cherruve.

„Nein, das werde ich nicht. Wie käme *ich* dazu die Steine umzuwälzen. *Du* wirst das tun, und wenn du sie nicht umwälzt, so werde ich dich töten," sagte der Indianer zum Cherruve.

Da wälzte er alle Steine um und unter einem grossen Steine, sprang schnell der kleine Indianer hervor. Ein bischen weiter hin kam auch das Maultier wieder heraus, und als er noch einen Stein umwälzte, sprang auch das Hündchen wieder hervor.

Da erzählten sich die beiden Brüder: „Wie kam denn das, dass er dich tot machte?" sagte der eine.

„Er hat mich hinterlistig angegriffen und so hat er mich getötet," antwortete der kleine Indianer.

Dann sagte er zu dem Cherruve: „Mach, dass du fort kommst!"

Darauf gingen die beiden nach Hause; dort blieben sie und der kleine Indianer betrank sich. Da sagte er: „Ich bin ein tapferer Kerl; ich habe den Cherruve tot geschlagen."

Aber man glaubte es ihm nicht.

Da sagte ein Reicher zu ihm: „Nun, wenn du denn so ein tapferer Kerl bist, so nimm mir meinen Teller weg, während ich noch esse. Wir wollen wetten, dass du es nicht kannst."

„Gut," sagte der kleine Indianer; „ich setze mich selbst als Einsatz, wie hoch schätzt du mich? Wenn du gewinnst, kannst du mit mir machen, was du willst, du magst mich töten; oder willst du mich als Diener, so nimm mich als Diener," antwortete der kleine Indianer.

„Wie hoch schätzt du dich?" fragte der Reiche.

„Bestimme du's nur selbst," antwortete der andere.

„Auf tausend Thaler schätze ich dich," sagte der Reiche.

„Gut," antwortete der kleine Indianer.

Da wurden auf den Abend alle Reichen zum Austrag der Wette versammelt.

„Also, ich werde dir, während du noch isst, die Speise vor dem Munde wegnehmen," sagte der kleine Indianer.

„Abgemacht!" antwortete der Reiche.

Da ging der kleine Indianer den ganzen Tag über hinaus

und suchte Schlangen. Gegen Abend kam er zurück, und während der Reiche noch am Essen war, liess er mit einem Mal alle seine Schlangen los.

Als der Reiche die Schlangen sah, rief er: „Da sind ja Schlangen!“ und sprang auf um die Schlangen tot zu schlagen. Aber in dem Augenblick kam der kleine Indianer herein und nahm ihm seinen ganzen Teller weg und ging davon. Am nächsten Morgen sagte er zu dem Reichen: „Ich habe gewonnen;“ da bekam er seine tausend Thaler.

„Wir wollen noch einmal wetten, sagte der Reiche; du sollst mir mein Bett wegnehmen.“ „Gut,“ sagte der kleine Indianer.

So wetteten sie noch einmal, und zwar um zweitausend Thaler.

„Heute Nacht, wenn du schläfst, werde ich dir dein Bett wegnehmen,“ sagte der kleine Indianer zu dem Reichen. Dann zog er wieder den ganzen Tag über aus und suchte Stinktiere. Während der Reiche schlief, liess er im Anbau hinter dem
(4) Hause alle seine Stinktiere los (4). Da fingen die Stinktiere so furchtbar an zu furzen, dass der Reiche schnell aufsprang und hinauslief, ganz voll von dem Gestank der Tiere. Wie er aber so schnell hinauslief, da kam der kleine Indianer herein und schleppte das ganze Bett des Reichen davon.

Am nächsten Morgen sagte er zu dem Reichen: „Ich habe gewonnen.“ Da bekam er seine zweitausend Thaler.

„Wir wollen noch einmal wetten; du sollst mir mein gesatteltes Pferd wegnehmen. Ich werde mir als Wächter einen Burschen dazu stellen. Wir wollen um viertausend Thaler wetten,“ sagte der Reiche zu dem kleinen Indianer.

„Mir ist's recht,“ sagte dieser. Da hatte der andere viele Unterstützung.

„Gegen Abend werde ich es dir wegholen,“ sagte der kleine Indianer und ging den ganzen Tag hinaus und machte ein Pferd von Holz. Gegen Abend kam er wieder zurück und stellte sich hinter dem Hause auf und sein Holzpferd schnäuzte sich. Unterdes war der Reiche am Essen. „Komm und iss auch ein bischen,“ sagte er zu dem Pferdewächter. Aber da kam der kleine Indianer und nahm das gesattelte Pferd weg und stellte an seiner Stelle das Holzpferd hin. Ganz so wie

das andere Pferd gestanden hatte, stellte er sein Holzpferd hin. Dann galoppierte er davon.

„Trabt da nicht jemand?“ sagte der Reiche.

Da ging der Pferdeknecht hinaus und sagte: „Dort reitet
er hin, ich werde ihm nachreiten“(5). (5)

„Ja, ja, mach' dich sofort auf!“ sagte der Reiche.

Aber als er aufsteigen wollte, fiel das Pferd um. „Das ist ja wahrhaftig Holz!“ sagte der Pferdeknecht.

Der kleine Indianer brachte das Pferd nach seiner Wohnung. Am nächsten Morgen aber kam er zurück und brachte das Pferd wieder mit. „Ich habe gewonnen,“ sagte er zu dem Reichen, und bekam seinen Gewinn ausgezahlt.

(Da sagte der Reiche zu ihm(6): „Wir wollen noch einmal (6)
wetten; achttausend Thaler setze ich gegen dich ein.“ „Gut,“ sagte der andere.

„Du sollst mir ein Pferd zähmen.“ „Gut,“ antwortete der kleine Indianer.

Am Abend wurde das Pferd angebunden.

„Morgen, gleich nach Mittagszeit wird das Tier also Schritt gehen,“ sagte der Reiche zu dem kleinen Indianer. „Gut,“ antwortete dieser. Da stieg der kleine Indianer am Morgen früh auf das Pferd und es war noch kaum Mittag, da ging das Pferd im Schritt.)

So verlor der Reiche abermals und war nun ganz arm; der kleine Indianer aber war ein reicher Mann geworden.

Da sagte der ehemalige Reiche: „Ich werde ihn sofort töten.“

Der kleine Indianer hatte ein hübsches Haus; das beschmierte der andere ganz mit Fett und steckte es an allen Enden zugleich an. So kam der kleine Indianer um's Leben.

---

2. Das Märchen von den beiden Hündchen.

Es waren einmal zwei Geschwister, er ein Indianer und sie eine Indianerin. Die Frau war gross, der Indianer aber klein. Da kam ein Cherruve um mit der Frau zusammen zu schlafen

und sie ward seine Liebste. Der kleine Indianer aber musste die Schafe hüten.

Da sah er einmal einen alten Mann mitten auf dem Felde, der hatte zwei Hündchen bei sich, die gefielen dem Indianerchen gar sehr.

„Möchtest du mir nicht deine Hunde verkaufen? Du hast so gar hübsche Hündchen," sagte der Indianer.

„Ich will sie dir geben, wenn du mir alle deine Schafe gibst," war die Antwort.

„Ich werde es meiner Schwester sagen; bringe morgen wieder die Hündchen hier vorbei," sagte er zu dem Alten.

„Morgen um Mittag komme ich wieder vorbei," antwortete der Alte.

„Dann werde ich deine Hündchen kaufen," sagte der kleine Indianer.

Als er zu seiner Schwester kam, sagte er: „Es ging da ein alter Mann, der hatte zwei kleine Hündchen, ach, die waren so hübsch! "Gieb mir deine Schafe, so geb' ich dir meine Hündchen," hat der alte Mann zu mir gesagt, liebes Schwesterchen," so sagte er zu seiner Schwester.

„Was willst du mit den Hunden anfangen," antwortete sie.

Da sagte der kleine Indianer: „Wir wollen sie doch kaufen!"

Am nächsten Morgen ging er wieder auf's Feld hinaus; um Mittag sah er den Alten. Da kaufte er die beiden Hündchen und eine Flinte. Als er nun die beiden Hündchen kaufte, da sagte der alte Mann zu dem kleinen Indianer: „Dieser Hund heisst Süd und der andere heisst Nord. Wenn dir irgend einmal ein Unglück geschieht, dass man dich etwa morden will, so ruf die beiden Hündchen." So kam er wieder nach Hause zurück und brachte seine beiden Hündchen und die Flinte mit. Da fragte man ihn: „Und deine Schafe...?"

„Die hab' ich verkauft und habe dafür die beiden Hündchen und die Flinte eingehandelt."

Da wurde die Frau gar böse und wollte ihren Bruder töten lassen durch den Cherruven.

(1) Kurze Zeit darauf stellte sie sich krank (1). Da sagte der Cherruve zu ihr: „Ich werde ihn dir töten."

So stellte sich also die Frau krank und liess dem kleinen

Indianer sagen: „Geh und hole mir Birnen als Heilmittel; du musst auf den Baum steigen und mir sie herunter holen,“ sagte man ihm. Da ging er hin und stieg auf den Birnbaum. Vorher aber steckte er seine beiden Hündchen und seine Flinte in eine Kiste.

Da machte sich der Cherruve auf um den kleinen Indianer zu töten. Als er ihn fand, sagte er zu ihm: „Jetzt werde ich dich töten, verdammter Kerl!“

„Ganz recht so; aber ehe du mich tötest, lass mich noch ein Gebet sprechen,“ antwortete der kleine Indianer, und stieg von seinem Birnbaume herunter. Dann rief er seine beiden Hunde: „Süd! Nord!“

Da kamen seine beiden Hündchen eiligst angelaufen und packten den Cherruve und versetzten ihm ordentliche Bisse. So töteten die beiden Hündchen den Cherruve.

Als der kleine Indianer nun nach Hause zurück kam, sagte er zu seiner Schwester: „Was sind mir das für Sachen! Also du wolltest mich töten lassen?“

„Warum hast du deine Schafe verkauft?“ war die Antwort.

Da wurde der kleine Indianer böse und sagte: „Jetzt gehe ich sogleich fort.“ So zog er aus und ging um Arbeit zu suchen bei einen reichen Herrn. Wie er dahin zog, erblickte er ein Mädchen, die war ganz nackt.

„Guten Tag!“ sagte er zu dem Mädchen; „was machst du denn hier so nackend?“ sagte er.

„Mein Vater hat mich an einen siebenhäuptigen Cherruven verkauft, um Wasser zu bekommen, [denn der Cherruve hielt alles Wasser zurück (2)],“ sagte das Mädchen. (2)

„Dann wird er dich also bald töten,“ sagte der kleine Indianer, und machte ihr den Vorschlag: „Wenn du dich mit mir verheiraten willst, so werde ich dir den siebenhäuptigen Cherruve töten.“

„Töte ihn mir erst,“ sagte das Mädchen; „bald, so gegen Mittag, kommt der siebenhäuptige Cherruve an,“ sagte sie und fing an bitterlich zu weinen, weil der Cherruve sie fressen würde.

Der kleine Indianer warf sich auf die Erde um zu schlafen. Gegen Mittag kam der siebenhäuptige Cherruve an. Da rief

er seinen zwei Hündchen zu: „Mutig, mutig!“ Und die beiden Hündchen machten sich gut; sie ergriffen den siebenhäuptigen Cherruven und töteten ihn [und er schnitt ihm seine sieben
(3) Zungen aus] (3). Als er tot war, da strömte das Wasser wieder.

Da sagte der reiche Mann, [der Vater des Mädchens]: „Ach nun ist meine Tochter tot; [denn sonst würde das Wasser nicht fliessen].

Eine Weile darauf machte sich das Mädchen auf und ging zu ihrem Vater zurück.

(4) Der aber schickte gerade einen Neger (4) aus um Holz zu fällen. Der fand den toten Cherruve, indem er ihn ganz von weitem sah. Da sprang er von seinem Wagen herab und nahm seine Axt herunter und näherte sich langsam dem toten Cherruve und versetzte ihm einen tüchtigen Hieb.

„Ich hab' ihn tot geschlagen,“ sagte er und machte sich daran ihm alle seine sieben Köpfe absuschneiden und lud sie alle auf seinen Wagen und brachte sie zu dem reichen Herrn zurück. „Ich habe den siebenköpfigen Cherruve tot geschlagen,“ sagte er und zeigte alle sieben Köpfe vor.

„Ei, das ist Recht, mein Sohn!“ sagte da der Vater des Mädchens zu dem Neger; nun sollst du dich auch gleich mit meiner Tochter verheiraten.“

Da tötete der reiche Mann fünf Rinder zur Mahlzeit.

Bald darauf kam der kleine Indianer an und brachte seine zwei Hündchen mit; die sieben Zungen des Cherruve hielt er versteckt. Als nun dem Neger sein Essen aufgetragen war, da sagte der kleine Indianer: „Geh, Nord! wirf ihm sein Essen herunter.“

„Was ist denn das?“ sagte der Neger und schämte sich sehr, [dass ihm das Hündchen das Essen herunterwarf]. Abermals wurde dem Neger Essen gebracht; da sagte der kleine Indianer: „Jetzt geh du, Süd! und lass dich ergreifen.“ Da näherte sich das Hündchen, und warf alles Essen dem Neger auf die Kniee. Da ergriff dieser das Hündchen.

Da kam der kleine Indianer heran und sagte: „Das ist mein Hündchen!“ dann begann er zu fragen: „Was ist denn los, dass ihr hier versammelt seid?“ sagte der kleine Indianer.

„Dieser Neger hat heute den siebenhäuptigen Cherruve getötet; dafür gebe ich ihm meine Tochter," sagte der reiche Mann.

„Hat er ihn wahrhaftig tot geschlagen? Ich glaube er hat es nicht getan," sagte der kleine Indianer.

„Doch, er hat ihn wahrhaftig totgeschlagen," sagte der Reiche.

„Ich meine er hat ihn nicht totgeschlagen," sagte der kleine Indianer. „Uebrigens, meinetwegen mag er ihn auch totgeschlagen haben," sagte der kleine Indianer.

„Ja, er hat ihn totgeschlagen; er hat die sieben Köpfe des Cherruve mitgebracht, deshalb glaube ich es ihm," sagte der Reiche.

Da sagte der kleine Indianer: „Er hat ihn nicht getötet; ich habe ihn getötet. Zeig mir doch mal alle Zungen des Cherruve."

Er brachte nämlich in einem Tüchlein die Zungen des Cherruve zusammengebunden mit sich und zog sie nun hervor.

„Gut, so zeigt mir doch einmal die Köpfe," sagte der kleine Indianer. Da zeigte ihm der Reiche alle Köpfe vor, aber er sah keine Zungen in ihnen. Da zeigte der kleine Indianer alle Zungen des Cherruve vor.

In dem Augenblick kam auch das Mädchen heraus und erblickte den kleinen Indianer.

„Fôt!"(5) sagte das Mädchen, „dieser kleine Indianer hat (5)
mir das Leben gerettet," so sagte das Frauenzimmerchen.

Da wurde denn der heiratslustige Neger hinausgeworfen: „Hinaus mit dir!" hiess es; und der kleine Indianer kam heran und setzte sich an seine Stelle.

„Wir beide wollen uns verheiraten! Dieser hat mir das Leben gerettet, Vater," sagte da das Mädchen zu seinem Vater.

„Gewiss, ihr sollt euch gleich verheiraten," antwortete der Reiche.

So verheirateten sich beide richtig und der kleine Indianer blieb dort. —

Da sagte seine Schwester: „Ich will mich doch sofort aufmachen und zu meinem Bruder gehen."

So machte sich denn die Liebste des Cherruve auf um zu

ihrem Bruder zu gehen, nachdem sie vorher dem Cherruven die Klauen abgeschnitten hatte. Die nahm sie mit sich und so kam sie bei ihrem Bruder an.

Der kleine Indianer aber war ein reicher Mann geworden. So sagte denn die Frau zu ihm: „Lieber Bruder, ich komme ganz verlassen zu dir, ich bin allein; so komm' ich denn um zu sehen, ob ich dir vielleicht bei irgend einer Arbeit helfen kann."

„Es ist recht so, sagte der kleine Indianer. Was sollte ich sonst dir anders sagen?"

So kam also die Frau bei ihrem Bruder an; zwei Tage nach der Ankunft tat sie die Klauen des Cherruve in das Bett, in dem der kleine Indianer schlafen sollte, und stellte sie aufgerichtet hin. Da starb der kleine Indianer. Sogleich machte sich die Frau davon.

Dem Reichen tat es aber so gar leid und er sagte: „Ach, nun muss ich meinen lieben Schwiegersohn begraben!"

Die beiden Hündchen des kleinen Indianers weinten gar so sehr. Darauf als der tote kleine Indianer begraben war, gingen sie hin zum Grabe und gruben es wieder auf und holten ihn so wieder heraus.

Da sagte der Reiche: „Lasst das! was soll denn das?" zu den beiden Hündchen. Aber es blieb dabei und die beiden Hunde gruben immer weiter bis sie alle Erde heraus geholt hatten. Dann suchten sie die Klauen, an denen er gestorben war und richteten den Toten sitzend auf und suchten an ihm die Klauen. Mit den Zähnen beissend zogen sie ihm die Klauen wieder heraus.

Da wurde der kleine Indianer wieder lebendig und kehrte ins Leben zurück und lebte als reicher Mann [glücklich und zufrieden].

Auf diese Weise fing das Wasser wieder an zu fliessen; so erzählen die Indianer in ihrem Märchen.

3. Das Märchen vom guten Indianerchen.

Es war einmal ein kleiner Indianer, der Sohn eines gar reichen Mannes. Eines Tages sagte er: „Ich will ausziehen.“ So zog er denn aus und nahm ein gar schönes Pferd mit und all seine Kleidung, und machte sich auf den Weg. Da traf er einen alten Mann, der war gar hundearm. Als sie sich so trafen, redeten sie miteinander.

„Wo willst du hin?“ fragte er den alten Mann.

„Ich bin auf dem Wege nach Arbeit, irgend wohin,“ antwortete der Alte. „Und du, wo willst du hin?“ fragte er den kleinen Indianer.

„Ich geh auch irgend wohin auf Arbeit. Ich werde dir mein Pferd und meine Kleider geben, sagte er zu dem Alten; gieb du mir deine Kleider.“

„Gut,“ antwortete der andere.

So tauschten sie denn ihre Kleider aus, und der kleine Indianer machte sich wieder auf den Weg.

Unterwegs traf er alle alle Tiere versammelt. Da waren Vögel, Tiger, Löwen, Füchse, Stinktiere, Ameisen, Falken. Da hatte er Angst sich ihnen zu nähern; aber er ging doch hinzu. Da fragten ihn die Tiere: „Wo willst du hin?“

„Ich gehe meines Weges nach Arbeit,“ antwortete der kleine Indianer.

„Ganz recht so! war die Antwort. Möchtest du wohl recht tapfer sein,“ fragte man ihn.

„Ja freilich, möchte ich gern recht tapfer sein,“ antwortete er.

„So will ich dir ein Zauberkraut geben,“ sagte man ihm. Und alles was da an Tieren und Vögeln versammelt war, das gab ihm Zauberkräuter.

„Was dir auch geschehe, wenn auch noch so viele Männer dich töten wollen, wenn auch noch so viele hundert Reiche dich vernichten wollen, so werden sie dich nicht töten. Alles was du willst, wirst du werden. Willst du springen doppelt so weit wie ein schnelles Pferd, so kannst du es; willst du eine Ameise sein, so bist du es; willst du zwei Mannslängen tief

unter der Erde sein, so kannst du es," so sprachen die Tiere zum kleinen Indianer.

So ging er denn seines Weges weiter dahin. [Da wollte er einmal versuchen, was die Tiere gesagt hatten,] und sprach so: „Hier will ich Ameise sein!" Da wurde er eine Ameise. Ein bischen weiter hin sagte er: „Hier will ich einen Sprung tun doppelt so weit wie ein schnelles Pferd;" da tat er ihn.

Darauf stieg er zum Vulkan empor, und als er oben auf dem Gipfel angekommen war, da erblickte er das Haus des Cherruve. So wie er ankam, ging er in das Haus hinein. In der Tür des Hauses stand ein Mann, zu dem sagte er: „Hast du keine Arbeit, Vater?"

„Es giebt keine Arbeit; mach dass du fortkommst. Sogleich wenn der Cherruve kommt, wird er dich töten," so sagte der Mann zu dem kleinen Indianer.

Da erblickte er ein so gar hübsches Mädchen.

Da kehrte er um und auf dem Rückwege kam er in eine Stadt.

„Hier möchte ich ein gar hübsches Vögelchen sein!" sagte er. Da war er eins. In dieser Gestalt kam er bei einer Jungfrau, die noch keinen Mann erkannt hatte, an, und setzte sich nahe beim Hause hin. Da sah sie ihn, und er gefiel ihr gar sehr.

„Geh, hol mir zwei Burschen, die mir das Vöglein fangen," sagte das Mädchen.

Da ging ein Bursche hin und holte zwei Männer.

„Ich will doch sehen, ob ich es nicht allein fangen kann," sagte das Mädchen, und ergriff das Vögelchen, denn es war ganz zahm. Da tat sie es ins Haus und steckte es in einen Kasten.

Als es Nacht wurde, legte sich das Mädchen zur Ruhe und schlief fest ein.

„Jetzt will ich hinaus!" sagte da der kleine Indianer. „Eine Ameise will ich sein!" Da wurde er eine Ameise. Als er nun aus dem Kasten heraus war, sagte er: „Jetzt will ich Mensch sein!" Da wurde er wieder Mensch und betrachtete das Mädchen. Da erwachte das Mädchen und rief: „Wer ist hier?" sprang auf und entzündete ein Feuer. Als sie aber das

Feuer anzündete, da sagte der kleine Indianer: „Ich will Ameise sein!“ [Und sie sah ihn nicht.] So legte sich denn das Mädchen wieder schlafen. Eine Weile darauf sprach der kleine Indianer: „Ich will wieder Mensch sein!“ und wieder näherte er sich ihr um bei ihr zu schlafen.

Da erwachte das Mädchen und schrie: „Hier ist jemand!“ Als nun Leute herbeikamen, sahen sie niemand; [denn er hatte sich wieder in eine Ameise verwandelt und war in den Kasten gekrochen]. Da überlegte sie und sagte: „Was mag das nur sein? Sollte es etwa das Vöglein sein?“ Damit machte sie den Kasten auf, aber da war das Vöglein darinnen.

Da sagte das Mädchen: „Wenn er noch einmal kommt, so werde ich mit ihm sprechen.“

Ein Weilchen darauf, als sie schlief, kam abermals der kleine Indianer heran. Da sprach sie wirklich zu ihm und sie unterhielten sich beide.

„Wer bist du denn eigentlich?“ sagte sie zu ihm.

„Ei, ich bin ja der, den du vorhin gefangen hast,“ antwortete er.

„Ja, wer bist du denn aber in Wahrheit?“ fragte sie wiederum; „bist du etwa der Herrscher der Menschen?“ sagte sie zu dem kleinen Indianer.

„Ich bin ein wirklicher Mensch,“ antwortete er.

Da liess sie ihn bei sich schlafen und sie behandelten einander wie Verliebte. So verbrachten sie die Nacht bis zum Morgen. Als es tagte, da erblickten sie einander.

„Ich habe ein Mädchen gesehen, am Vulkan, die sah ganz so aus wie du. Bist du etwa einmal auf dem Vulkan gewesen?“ so sagte er zu dem Mädchen.

„Ich selbst nicht. Aber vor langer Zeit hat mir der Cherruve eine Schwester entführt,“ antwortete das Mädchen.

„Ich werde sie dir herbeiholen,“ sprach der kleine Indianer. Somit machte er sich auf zu dem Vulkan.

„Hier will ich ein Falke sei,“ sprach der kleine Indianer. Da war er einer. Als er dann zum Vulkan kam, wurde er wieder Mensch. So kam er zum Hause des Cherruve.

In der Thür des Hauses stand der Knecht des Cherruve. Wie nun der kleine Indianer ankam, so fragte er ihn um Arbeit.

„Giebt's hier keine Arbeit?" sagte der kleine Indianer.

„Hier giebt's überhaupt keine Arbeit," sagte der Knecht des Cherruve und wurde böse.

„Warum bist du mir böse?" fragte der kleine Indianer.

„Wozu kommst du hierher; er wird dich sogleich töten," war die Antwort.

Da wurde der kleine Indianer auch böse.

„Gut, dann werde ich dich ganz schnell töten," sagte der Knecht des Cherruve und drang eilends auf ihn ein. Da versetzte der andere ihm einen Stich und so tötete ihn der kleine Indianer. Der Cherruve aber schlief. Da ging er zu ihm heran und tötete ihn ebenfalls. Darauf wollte er das Mädchen mitnehmen; sie aber wollte nicht kommen.

„Wenn du nicht gehst, werde ich dich auf der Stelle töten," sagte er zu dem Mädchen. Da kam sie denn zu ihm heraus. Dann sagte der kleine Indianer: „Hier will ich ein Tiger sein!" So wurde er ein Tiger.

„Steig auf!" sagte er zu dem Mädchen. Da stieg sie auf, wie auf ein Pferd, und sie machten sich zusammen auf den Weg.

„Halt dich gut fest!" sagte er zu ihr. Das tat sie denn auch. So kamen sie an. Als sie nun ganz nahe waren, sagte er wieder: „Ich will Mensch sein!" und wurde Mensch. Als dann die Nacht heran kam, schlief er mit den beiden Mädchen zusammen. In der Mitte lag der kleine Indianer. So blieb er da.

„Ich will noch einmal ausziehen!" sagte er und zog aus und machte sich auf den Weg zu einem andern reichen Manne. Als er dort ankam, sagte er: „Giebt's keine Arbeit?"

Da bekam er Arbeit als Rinderhirt. Als er nun eintrat, sagte der Herr zu ihm: „Bring es mir nicht an das Ufer des Meeres. All mein Vieh kommt mir dort um."

So führte er es auf die Weide und war ein gar guter Hirte.

Eine Weile darauf kam ein Cherruve heraus um das Vieh zu töten; und tötete wirklich drei Rinder.

„Hier will ich Falke sein!" sagte der kleine Indianer und wurde einer. Er zog sein Messer heraus und drang schnell auf den Cherruve ein. So tötete er ihn.

Eine Weile darauf machte sich der Herr auf. Als er ankam sagte er zu dem kleinen Indianer: „Warum hast du das Vieh hierher gebracht?“ und als er die toten Rinder sah, wurde er böse.

„Was macht denn das?“ antwortete der kleine Indianer. “Der dir deine Rinder mordete, ist tot!“ sagte er zu dem reichen Herrn.

„Ei, das ist Recht, mein Sohn!“ sagte der Herr zum kleinen Indianer. „Wirf ihn mir ins Meer.“

Als sie aber den toten Cherruve ins Meer warfen, wurde er wieder lebendig. Nach einer kleinen Weile kam er wieder heraus. Da verwandelte sich der kleine Indianer abermals und tötete den Cherruve wieder. Dieses Mal aber liessen sie ihn liegen. Da schätzte der Herr den kleinen Indianer gar hoch.

„Gleich sollst du meine Tochter heiraten,“ sagte er zu ihm.

„Ich will nicht!“ antwortete der; „ja, wenn ich ein reicher Herr wäre, möchte ich mich wohl schon mit deiner Tochter verheiraten!“

„Heirate sie nur!“ war die Antwort.

„Ich will nicht!“ sagte der kleine Indianer. Da gab man
ihm ein ungesatteltes Pferd, ein gar hübsches. Er zog aus und
machte sich auf den Weg. Unterwegs traf er wieder einen
hundearmen Mann. Da gab er ihm sein ganzes gesatteltes
Pferd(1). Darauf sprach er: „Ich will wieder zum Vulkan (1)
gehen.“ Und er machte sich auf und kam auf dem Vulkan
an. Da erblickte man ihn von weitem. Ein Schuss krachte
und traf. Getroffen sank der kleine Indianer nieder und starb.
[Der Mörder war der Cherruve.]

---

4. Die Totenbraut.

Ein Mann, der eine Liebste hatte, starb. Da hörte seine Liebste, dass er gestorben war.

Als er nun gestorben war, wurde er begraben und man tötete alle seine Pferde auf dem Grabe; alle seine Habe wurde mit

ihm in das Grab gelegt, sein Sattel, seine Sporen, sein Messer, seine Reitpeitsche, seine Lanze, alles wurde mit hineingelegt.

Ueber zehn Tage nachher da ging der Tote zu der Frau, die er zur Liebsten gehabt hatte. Gegen Abend kam er an. Da bei der Ankunft sagte sie zu ihm: „Man hat mir gesagt du seiest gestorben.“

„Das ist doch aber eine Lüge,“ antwortete er; „die Menschen lügen ja so viel.“

Da legte er sich schlafen zusammen mit einem Knaben; und wie sie da lagen, wollte der Knabe ihn umarmen.

„Ach, tu mir das nicht, Genosse,“ sagte da der Mann. „Mich
(1) schmerzt gar sehr meine Seite“ (1).

Spät in der Nacht, als alle Leute schliefen, kam er zu seiner Liebsten und sagte: „Ich bin gekommen, weil die Leute schon lange über uns sprechen. Nun wollen wir uns gleich ver-
(2) heiraten. Noch in dieser Nacht wollen wir entfliehen“ (2)

„Mir ist es Recht,“ sagte da die Frau. „Aber du hast all dein Sattelzeug im Hause gelassen; wie willst du es heraus holen?“

„Ich allein weiss, wie ich es holen werde,“ sagte da der Mann.

„Gut, so sattle dein Pferd und lass uns gehen,“ antwortete die Frau.

Da sattelte er sein Pferd, und niemand von all den Leuten im Hause merkte es. Dann ging er hin zu der Frau und sagte: „Das Satteln ist schon geschehen.“

So ritten sie zusammen davon.

Eine kleine Strecke war er galoppiert, so fing er an zu singen:

„Weit in blauer, blauer Ferne
Liegt das Land, wohin wir ziehn.“

Da kam er mit einem Male der Frau ganz verändert vor: „Warum singst du so beim reiten?“ fragte sie den Toten.

„Das taten vor Alters unsere Vorväter immer, wenn sie ein Mädchen als Frau entführten,“ sagte der Mann.

Darauf kamen sie bei dem Grabe an; da wurde das Mädchen wahnsinnig.

Zwei Tage nachher sagte der Vater des Mädchens: „Ich will mich aufmachen.“

Er machte sich auf und kam bei dem Vater des Mädchens an.

„Ich bin gekommen um zu sehen, wie's mit meiner Tochter steht, die hier im Hause versteckt ist.“

„Wo habe ich denn einen Sohn?“ sagte da der Greis.

„Hast du etwa keinen?“ antwortete der andere.

„Ach, schon längst über zehn Tage ist es her, dass mein Sohn starb,“ erwiederte der Greis.

Da gingen sie zum Friedhof and sahen das Mädchen auf dem Pferde des Toten sitzen, und sie weinte bitterlich. Da führten sie sie mit sich weg und brachten sie in ihre Heimat. Aber sie konnte sich nie wieder eingewöhnen; man hielt sie im Hause zurück und wohl zehnmal ging sie davon immer zu dem Grabe ihres Geliebten.

Da sagte der Vater des Toten: „Ich will das Mädchen kaufen.“ Und man gab sie ihm auch, wie man erzählt, und er tötete sie auf dem Grabe seines Sohnes.

---

5. Das Märchen vom alten Latrapai.

Der alte Latrapai (1) hatte zwei Töchter. „Sie sollen mir (1)
arbeiten,“ sagte er. „Ich werde meine beiden Töchter verkaufen.“ Er hatte aber auch zwei Neffen. „Meine beiden Neffen werden mir arbeiten; dafür sollen sie sich mit meinen
Töchtern verheiraten,“ sagte der alte Latrapai (2). (2)

Da machten sich die beiden Brüder auf; der eine hiess Kónkel, der andere Pedíu; und sie kamen beide an. (Da
wurden ihre beiden Sitze ganz mit Nadeln gespickt (3).) (3)

„Wenn ihr mir beide arbeitet, meine Söhne, so will ich euch meine beiden Töchter geben,“ sagte er zu ihnen.

„Gut!“ sagten sie, „was sollen wir arbeiten?“

„Fällt mir meine uralten Kerneichen (4),“ sagte der alte (4)
Latrapai und gab ihnen zwei schlechte Aexte. „Mit einem Streich müsst ihr die Kerneichen umhauen.“

Sie gingen hin und man zeigte ihnen die hohen Kerneichen. Und sie hieben darauf los, um die Bäume mit einem Streich zu fällen. Da zerbrachen die beiden Aexte, die ihnen der Alte gegeben hatte. Nun gingen sie zu ihm und sagten: „Unsere beiden Aexte sind zerbrochen; jetzt werden wir mit unseren eigenen Aexten arbeiten."

„Mir ist's Recht," antwortete der alte Latrapai.

Da gingen sie zu einer hohen Eiche und sagten: „Hier werden wir die Aexte herbeirufen." Und sie schauten beide nach oben.

(5) **„Komm herab, Axt des Pillan! (5)**
Komm herab, Axt des Pillan!"

„Sei uns gnädig, Herrscher der Menschen, wirf uns zwei Aexte herab, die auf einen Streich fällen," so riefen sie.

Da erdröhnten ganz hoch oben die Aexte des Pillan.

„Komm herab, Axt des Pillan!
Komm herab, Axt des Pillan!"

Da erdröhnten in halber Höhe die Aexte des Pillan.

„Sei uns gnädig, Herrscher der Menschen, wirf uns die Aexte herab."

Abermals riefen sie:

„Komm herab, Axt des Pillan!
Komm herab, Axt des Pillan!"

Da erdröhnten in geringer Enfernung die Aexte des Pillan.

„Sei uns gnädig, Herrscher der Menschen; wirf uns unsere Aexte herab!" sagten sie wiederum.

„Komm herab, Axt des Pillan!
Komm herab, Axt des Pillan!"

Da kamen die Aexte des Pillan herab und sie erdröhnten im Wipfel der Eiche. Und Kónkel und Pedíu ergriffen die beiden Aexte und gingen hin um die Kerneichen zu fällen. Sie kamen an und fällten die Kerneichen. Auf einen Streich taten sie es und warfen die Kerneichen nieder. Da fällten sie alle die Kerneichen, immer auf je einen Streich eine Kerneiche. So vollendeten sie ihre Arbeit und wollten ihre Frauen heimführen.

„Ehe ihr euch mit meinen Töchtern verheiratet, müsst ihr mir die uralten wilden Stiere erjagen(6)," sagte der alte (6) Latrapai.

„Gut," sagten die beiden Männer. Da führte man sie zu den wilden Stieren. So wie sie ankamen, erjagten sie alle die wilden Stiere. Darauf kehrten sie nach Hause zurück [und machten Hochzeit].

Kurze Zeit darauf sprach der alte Latrapai: „Sie werden mir auch meine Straussen und Huanakos erjagen."

„Gut," sagten sie, und man führte die beiden Männer zu den Straussen und Huanakos; der Fuchs führte sie und so kamen sie zu den Straussen und Huanakos. Der Fuchs aber lief so schnell wie ein Pferd. „Ei, Fuchs," sagten sie zu ihm, „dein Pferd rennt gut." — „Ja, mein Pferd ist gut," antwortete er.

Als sie nun angekommen waren, da jagte der Fuchs den Straussen nach, aber er konnte keinen einzigen erreichen. Da kehrte der Fuchs wieder um und liess die beiden Männer dort allein zurück. So kam er wieder bei dem alten Latrapai an.

„Hast du die beiden Männer dort gelassen?" fragte man ihn.

„Ja, ich habe sie dort gelassen," antwortete er.

Zwei Tage später wurden Booten nach ihnen ausgeschickt. „Sind denn meine beiden Neffen noch nicht angekommen?" sagte der alte Latrapai. „Geh einmal hin und sieh zu ob die beiden noch nicht ankommen," sagte er zum Fuchs.

Da machte sich der Fuchs auf und kam zu den beiden Frauen. „Sind eure beiden Männer angekommen?" fragte er sie. „Nein, sie sind nicht angekommen," war die Antwort.

Da machte sich der Fuchs wiederum auf und kam zum alten Latrapai. „Sie sind wirklich noch nicht angekommen," sagte er ihm.

Kurze Zeit darauf wurde wieder Botschaft ausgesandt. Wiederum machte sich der Fuchs auf. „Sind eure Männer angekommen?" fragte er. „Nein, sie sind noch nicht angekommen," antworteten die beiden Frauen. Da kehrte der Fuchs wieder um und kam zum alten Latrapai. „Sie sind nicht angekommen," sagte er. „Dann wollen wir sogleich die beiden Frauen, meine beiden Töchter, töten," war die Antwort.

Als nun der Fuchs wieder als Bote geschickt werden sollte, stellte er sich lahm.

„Gleich geh und töte die beiden Frauen," sagte man zu ihm. „Ich bin lahm," antwortete er. „Geh nur hin, du kannst ja langsam gehen," sagte der Alte. Da machte sich der Fuchs auf.

Unterwegs fing der Fuchs an zu singen:

„Spindelgleich hüpft auf und ab mein Fuss;
Solchen Boten schickt der alte Latrapai.
Spindelgleich hüpft auf und ab mein Fuss;
Solchen Boten schickt der alte Latrapai."

So sang der Fuchs. Darauf kam er bei den beiden Frauen an und tötete sie; in gleicher Weise tötete er beide. Mit dem Gesicht nach unten liess er sie liegen.

Eine Zeit darauf kehrten die beiden Männer zurück. Mit dem Gesicht nach unten lagen die beiden Frauen. Als die beiden Männer nun ankamen, da sagte jeder von ihnen: „Ei, zum Donnerwetter, da liegen die beiden und schlafen und schlafen." Da prügelte jeder seine Frau, aber die Frauen rührten sich nicht. Da drehten sie ihre Frauen auf den Rücken und erkannten, dass die Frauen tot waren und begannen gar sehr zu weinen. Dann sagten sie: „Sogleich wollen wir fortgehen." Eine Weile darauf gingen sie fort. „Der Hund, der alte böse Latrapai soll gleich sterben," sagten sie. Eine Weile darauf erblickten sie den Fuchs und nahmen ihn gefangen. Dann sagten sie: „Nie wieder soll Leben sein; vier Jahre wird Nacht sein." Damit warfen sie die Nacht in
(7) einen Topf (7).

Da versammelten sich alle Vögel, Schwalben, Adler, Geier, Habichte, Ibisse, Papageien, Ringeltauben, wilde Tauben, alle Vögel zusammen versammelten sich und sagten zu Kónkel und Pedíu: „Wir wollen euch unsere Töchter geben."—„Gut," sagten die beiden.

Eine Weile darauf legten sie sich auf den Boden. Zuerst kam nun die Tochter des Adlers heran. „Mach, dass du hinauskommst, du arger Krötenfresser!" sagten sie zu ihr.

Eine Weile darauf kam die Tochter des Geiers heran. „Mach, dass du hinauskommst, du stinkiger Athem!" sagten sie zu ihr.

Wieder eine Weile später kam die Tochter der Schwalbe. „Diese scheint uns passend als unsere Frau,“ sagten da die beiden Männer. Da setzte sie sich einem auf den Kopf. „Komm doch ein bischen mehr herunter,“ sagte man ihr. Da setzte sie sich hinter ihn. „Setz dich doch ein bischen mehr nach vorne.“ Da setzte sie sich wieder auf den Kopf. „So gar klein ist das Vögelchen,“ sagte man ihr. Da näherten sich die Vögel alle zusammen, aber keiner gefiehl ihnen. „Sogleich wird vier Jahre Nacht sein,“ sagten sie.

Es wurde Nacht und wollte nicht mehr tagen.

Da hielten die Vögel eine Ratsversammlung und das Rebhuhn ersann eine List.

„Ich werde so schnell ich kann dem Maultier unter dem Bauch hervorkommen. Wenn dann ihr (Kónkel und Pedíus) Maultier erwacht, wird es den Topf mit der Nacht umwerfen.“ Da flog das Rebhuhn schnell unter dem Bauche des Maultiers hervor, dort wo Kónkel und Pedíu waren.

So tagte es wieder. Der alte Latrapai aber war vor Hunger gestorben. Weil es nun tagte, so blieben die Vögel am Leben.

Nun weinten die beiden Männer.

„Das ist uns nicht geglückt,“ sagten sie und weinten. Da erblickte der Strauss sie.

„Was ist euch denn zugestossen, ihr beiden armen Männer?“ sagte er zu ihnen.

„Ach, unsere beiden Frauen sind gestorben,“ antworteten sie.

„Singt mir etwas, ihr Männer,“ sagte der Strauss.

„Lochnase, Strauss,
Plappermaul, Strauss,“

nennt man mich,“ sagte der Strauss. Da nannten sie ihn so. In einem Loche drehte er sich und tanzte.

„Plappermaul, Strauss,
Lochnase, Strauss,“

sagten sie zu ihm. Gar wunderschön war sein Tanz. Da kamen zwei alte Weiber heraus.

Darauf sagte der Strauss wieder: „Nennt mich noch einmal so, ihr Männer.“ Da nannten sie ihn wieder so.

„**Lochnase, Strauss,**
Plappermaul, Strauss.“

Da tanzte er weiter. Eine Weile darauf kamen zwei hübsche Jungfrauen heraus, aber jeder fehlte auf einer Seite ein Auge.

„Das sind eure Frauen, ihr Männer,“ sagte er zu Kónkel und Pedíu. Sie blinzelten beide und sagten: „So scheint es uns.“

Da setzten die beiden alten Weiber den beiden Jungfrauen ihre Augen ein. Nun hatten sie wieder schöne Augen. Da verheirateten sie sich mit den Frauen und nachher wurden sie wieder beide glückliche Männer.

Tiermärchen

6. Das Märchen vom Geier und dem Traro (Falken).

Zwei Vögel sagten eines Tages: „Wir wollen wetten. Wir wollen zu dem Land im Meere gehen," sagten der Geier und der Traro. Da wetteten sie, wer wohl am längsten fliegen könnte.

Als sie sich nun aufmachten, da flog der Traro immer schnell voran. „Tu das doch nicht, Genosse," sagte der Geier zum Traro. „Wie ein Pferd so lange halte ich aus," sagte der Traro.

So kamen sie zu dem Land im Meere; dann kehrten sie um. Aber mitten im Meere wurde der Traro müde; der Geier aber kam in seine Heimat zurück.

7. Das Märchen vom Fuchs und dem Geier.

„Wir wollen wetten, Geier," sagte der Fuchs. „Gut," sagte der Geier. Es wird ein furchtbarer Regen herabkommen und wird hageln. Um Mitternacht wird das aufhören und es wird Frost herabkommen. „Wer wohl am meisten Kälte aushält," sagte einer zum andern. Also: „Wir wollen Ronde machen (wach bleiben wie die Schildwache)," sagten sie.

So gegen Mitternacht fragte der Fuchs den Geier, ob er wache. „Wachst du auch, Geier?" sagte er zu ihm. „Freilich, ich wache," sagte jener.

Ein bischen später fragte der Geier den Fuchs: „Wachst du auch, Fuchs?“ sagte er zu ihm. „Ein Mann wie ich sollte nicht wachen?“ antwortete der Fuchs.

Wieder etwas später wurde der Geier abermals gefragt, ob er noch wache. Der Fuchs fror aber schon sehr. „Wachst du auch noch, Geier?“ sagte der Fuchs zum Geier. Da antwortete dieser nur noch ganz schwach.

Da sagte der Fuchs: „Aha, der arge Geier stirbt schon beinahe.“

Als es schon nahe am Morgengrauen war, wurde der Fuchs wieder gefragt: „Wachst du auch noch, Fuchs?“ Der war aber schon ganz durchgefroren und konnte kaum mehr sprechen.

Und wieder ein bischen später fragte der Fuchs noch einmal: „Wachst du auch noch, Freund Geier?“ Da antwortete der Geier nicht. „Aha, der arge Geier scheint schon tot zu sein,“ dachte der Fuchs und erhob sich um den Geier zu suchen.

Der Fuchs ging noch ganz aufrecht. Da fragte ihn der Geier: „Nun, wie geht's dir, Fuchs?“ „Ich muss eben mal pissen,“ antwortete der Fuchs.

Als die Morgenröte schon anbrach, wurde der Fuchs gefragt, ob er wache. „Gewiss, ich wache,“ antwortete er.

Als dann die Morgenröte schon fast ganz hell war, wurde der Fuchs noch einmal gefragt, ob er wache. „Wachst du auch, Fuchs?“ sagte der Geier zu ihm. Da konnte er nicht mehr sprechen. Der Geier schaute herab. Der Fuchs lag im Sterben und zappelte mit den Beinen.

Als die Morgenröte vollständig da war, kam der Geier herab um den Fuchs zu fressen, und das erste war, dass er dem Fuchs die Augen aushackte.

---

8. Das Märchen vom kleinen Hühnchen.

Es war einmal ein halbwüchsiges Hühnchen, das wurde ausgeschickt in ein gar fernes Land um einem reichen Herrn Geld zu bringen. Es nahm die Last auf seinen Rücken und

blieb so stehen. Da bekam es Prügel. Da fing es an zu gackern und machte sich mit seiner Last Geld auf dem Rücken auf den Weg.

Als es nun so dahin ging, erblickte es einen Fuchs. „Guten Tag," sagten sie einander. „Wo gehst du denn hin, halbwachsenes Hühnchen?" — „Ich gehe als Bote zu einem reichen Herrn," antwortete das Hühnchen.

„Wir könnten eigentlich zusammen gehen, Gefährte," sagte der Fuchs. — „Ich will nicht; du bist ein gar zu verlogener Geselle," sagte das Hühnchen. — „Ich werde nicht mehr lügen; nimm mich nur mit," sagte der Fuchs.

So gingen sie denn zusammen. Aber auf dem Wege wurde der Fuchs müde. „Ach, ich bin so müde," sagte er. Da steckte das Hühnchen ihn in seinen Busenlatz.

Weiter auf dem Wege erblickte es einen Löwen. „Guten Tag," sagten sie einander. „Wo gehst du denn hin?" fragte der Löwe das Hühnchen. „Ich bin auf dem Wege zu einem reichen Herrn," antwortete es. „Wir wollen doch zusammen gehen; ich werde dich begleiten," sagte der Löwe. „Ich will nicht," sagte das Hühnchen. „Wenn wir etwa auf dem Wege Stuten antreffen, könntest du welche stehlen."

„Ich werde nicht stehlen; selbst wenn unser Weg mitten durch die Heerde Stuten ginge, werde ich keine stehlen," sagte der Löwe. „Gut," sagte das Hühnchen und sie gingen zusammen.

Weiterhin auf dem Wege sagte der Löwe: „Ach, ich bin so müde, Gefährte." Da steckte das Hühnchen ihn auch in seinen Busenlatz und ging weiter.

Weiterhin auf dem Wege erblickte es einen Tiger. „Guten Tag, Gefährte," sagten sie einander. „Wo gehst du denn hin?" fragte der Tiger. „Ich bin auf dem Wege zu einem reichen Herrn, dem soll ich Geld bringen," sagte das halbwachsene Hühnchen.

„Lass uns zusammen gehen, Gefährte," sagte der Tiger. „Ich will nicht. Wenn du unterwegs Menschen triffst, könntest du sie töten," sagte das Hühnchen zum Tiger. „Das werde ich nicht tun," sagte der Tiger. Da nahm das Hühnchen ihn mit und sie gingen weiter.

Weiterhin auf dem Wege sagte der Tiger: „Ach, ich bin so müde.“ Da wurde er auch in den Busenlatz gesteckt und das halbwachsene Hühnchen ging weiter.

(1) Wieder weiterhin erblickte es einen wilden Stier (1). „Guten Tag, Genosse,“ sagten sie einander. „Wo gehst du denn hin?“ wurde das halbwüchsige Hühnchen gefragt. „Ich gehe zu einem reichen Herrn,“ antwortete es.

„Lass uns zusammen gehen, kleiner Gefährte,“ sagte er zu dem halbwüchsigen Hühnchen. „Ich will nicht,“ sagte es. „Wenn du unterwegs Menschen oder Stiere erblickst, so könntest du mit ihnen Streit suchen.“

„Nein, das werde ich nicht tun; lass uns nur zusammen gehen,“ sagte der wilde Stier. So gingen sie denn zusammen als Gefährten. Unterwegs sagte der wilde Stier: „Ach, ich bin so müde.“ Da wurde er auch in den Busenlatz gesteckt.

So setzte denn das halbwüchsige Hühnchen seinen Weg fort und kam am Orte seiner Bestimmung an und brachte das Geld.

Da hatte man es sehr gern, und man liess es zur Nacht in einem Hause, das mitten im Weizenfelde stand. Am nächsten Morgen, als man hinging um das Hühnchen zu sehen, da war all der Weizen verschwunden.

„Ei, was ist denn das für eine Art Hühnchen, das mir mein Freund da geschickt hat!“ sagte der reiche Herr und wurde gar böse auf das Hühnchen. „Nun wollen wir es aber gleich zu den Schafen tun.“ Da wurde es denn unter den Schafen gelassen.

Bald darauf als man hinging es zu sehen, waren alle die Schafe verschwunden.

„Was ist denn das für eine Art Hühnchen!“ sagte der Herr und sperrte es unter die Stuten.

Eine Weile darauf als man ging es zu sehen, da waren alle die Stuten fort.

„Ei, was soll ich denn mit so einem bösen Hühnchen anfangen, ich werde es gleich töten,“ sagte der reiche Herr und schlug das Hühnchen tot.

---

9. Das Märchen vom Fuchs und dem Tiger.

Es war einmal ein Tiger, der hatte einen Fuchs zum Neffen. Der Fuchs hatte auch eine Schwester. Fuchs und Tiger gerieten einmal in Streit. Da zog der Tiger aus, um den Fuchs zu töten. Dieser aber ging zu einer Eiche, und dort im Schatten beschäftigte er sich damit, Riemen zu schneiden.

So sah ihn der Tiger.

„Was machst du da, Fuchs?“ fragte der Tiger.

„Ich schneide Riemen; die ganze Welt wird nächstens auf den Kopf gestellt. Deshalb will ich mich an diese Eiche anbinden; die wird nicht auf dem Kopf stehen,“ sagte der Fuchs.

„Ei, ganz Recht, sagte der Tiger; dann bind mich auch an.“ „Gut; dann will ich dich zuerst anbinden,“ antwortete der Fuchs. „Du musst diesen Eichbaum umarmen.“

Da stellte sich der Tiger hin und umarmte die Eiche, und so wurde er angebunden und ganz fest geschnürt.

„Schnür mich nicht so fest!“ sagte der Tiger.

Als er nun ordentlich festgebunden war, ging der Fuchs hin und suchte eine Gerte und dann prügelte er den Tiger tüchtig durch.

„Hau mich doch nicht so, Neffe Fuchs,“ sagte der Tiger.

„Warum hast du mich töten wollen, böser Tiger!“ antwortete der Fuchs und prügelte ihn beinahe zu Tode. Dann ging er ganz weit weg in eine andere Gegend.

Eine Weile darauf wurde der Tiger gesucht. Die Schwester des Fuchses erblickte ihn. Er war beinahe tot. Als die Nichte ihn sah, da weinte sie über ihren Onkel und band ihn los. Als der Tiger los war, sagte er zu der Schwester des Fuchses: „Jetzt werde ich dich sogleich töten.“ „Warum willst du mich töten, Onkel?“ sagte die Schwester des Fuchses. „Ich will gleich den Fuchs suchen,“ sagte sie.

Da wurde nach dem Fuchs gesucht. Der Tiger fand ihn beim Binsenseil machen.

„Was machst du da, Fuchs? Jetzt hat dein Stündlein geschlagen; du musst heute noch sterben. Gar zu arg hast du

mich mishandelt, du verfluchter Kerl," sagte der Tiger. „Wozu machst du die Binsenstricke?"

„Wozu sagst du mir solche Dinge, Onkel. Wir werden ja doch bald alle umkommen," antwortete der Fuchs.

„Was ist denn los?" fragte der Tiger.

„Wir werden alle umkommen, Onkel. Alle Menschen werden nach oben in die Luft steigen. Da sind schon welche oben," sagte der Fuchs.

Da schaute der Tiger nach oben. „Wo?" sagte er.

„Ei dort sind sie ja; sieh nur genau hin," antwortete der Fuchs. Als nun der Tiger ganz genau nach oben sah, machte sich der Fuchs eilends davon. Er war schon eine ganze Strecke weit weg, als der Tiger wieder nach unten sah. „Da ist ja gar nichts," sagte er zum Fuchs, aber da sah er keinen Fuchs mehr. „Na, das sollst du mir büssen, böser Fuchs," sagte der Tiger.

Abermals traf er die Schwester des Fuchses.

„Jetzt werde ich dich auf der Stelle töten," sagte er zu ihr.

„Warum willst du *mich* töten?" sagte die Füchsin. „Wir wollen ihm zusammen auflauern."

Da lauerten sie dem Fuchs auf und abermals erblickten sie ihn; ganz von weiteu sahen sie ihn.

„Da kommt ja der Fuchs schon, Onkel," sagte die Füchsin.

„Was sollen wir ihm jetzt für eine Falle stellen?" sagte er.

„Du musst dich sofort tot stellen," sagte die Füchsin.

Da stellte der Tiger sich tot und die Füchsin fing an laut zu weinen.

„Was machst du denn da, Schwesterchen; weinst du?" sagte der Fuchs. „Ach, unser Onkel ist ja gestorben, du arger Dummkopf!" antwortete die Füchsin. „Nun ja, recht so; er mag ja gestorben sein. Aber wenn unsere Vorfahren starben, dann furzten sie viermal ganz laut," sagte der Fuchs und blieb ganz von weitem stehen.

Die Füchsin sagte zum Tiger: „Furz nur zu, Onkel!" Da furzte er.

„Oho!" sagte der Fuchs. „Tote können doch niemals furzen; davon habe ich mein' Lebtage noch nichts gehört und bin schon so alt geworden." Damit lief er eilends davon.

Da sagte der Tiger zur Füchsin: „Na, jetzt mach ich dich aber auf der Stelle tot!" — „Ach töte mich nicht, antwortete die Füchsin; ich weiss, wo er zur Tränke geht; dort wollen wir ihm auflauern." — „Gut," sagte der Tiger. Da zeigte sie ihm das Wasser und er lauerte dem Fuchs auf.

Um Mittag näherte sich der Fuchs dem Wasser. Aber er schöpfte Verdacht und blieb in ziemlicher Entfernung stehen und rief: „Mein Wasser spricht immer zu mir, wenn es will, dass ich trinken soll." Also: «Ich will dich trinken, Wasser!» sagte der Fuchs. Wenn ich das viermal zu meinem Wasser sage, so antwortet es mir: «Komm doch, und trink mich!»

Da rief er denn: «Ich will dich trinken, Wasser! — Ich will dich trinken, Wasser! — Ich will dich trinken, Wasser!» Das Wasser antwortete nicht.

„Sollte das Wasser etwa nicht wollen, dass ich es trinke? sagte der Fuchs und rief abermals: «Ich will dich trinken, Wasser!»

Da antwortete das Wasser: «Komm doch und trink mich!»

„Oho!" sagte der Fuchs, „Wasser kann doch nicht sprechen; das hab' ich mein Lebtage nicht gehört," und machte sich eilends von dannen.

Da kam der Tiger aus seinem Versteck hervor; und abermals traf er die Füchsin.

„Jetzt mach' ich dich aber gleich tot, sagte der Tiger zur Füchsin. Ich habe deinen Bruder nicht erwischt."

„Warum willst du mich töten, Onkel?" antwortete sie. „Willst du nicht Windhunde holen? Ich weiss, wo der Fuchs seine Pferde zähmt," sagte die Füchsin.

Sie holten vier Windhunde und stellten dem Fuchs nach. Auf einer Weide fanden sie ihn. Die Windhunde wurden als Wachen aufgestellt, um ihn zu töten. Dann ging der Tiger selbst auf ihn zu und sagte: „Guten Tag, Fuchs."

Da nahm sich der Fuchs ordentlich zusammen und rannte eilends davon. An drei Windhunden kam er vorüber, aber der vierte holte ihn ein. So kam der Fuchs um's Leben.

---

10. Das Märchen vom Fuchs und der Bremse.

„Wir wollen spielen, Freund Bremse,“ sagte der Fuchs zur Bremse. „Gut,“ antwortete diese. „Was wollen wir spielen?“ „Wir wollen Wettrennen spielen,“ sagte der Fuchs. „Du läufst auf der Erde und ich über der Erde.“ „Gut,“ sagte die Bremse. „Dort hinten die Eiche wird unser Ziel sein,“ sagte der Fuchs. „Gut,“ sagte die Bremse.

So rannten sie um die Wette. Als aber der Fuchs gerade los rennen wollte, setzte die Bremse sich ihm auf den Schwanz. So rannte denn der Fuchs schnell davon. Als er nun so mit aller Geschwindigkeit dahin rannte, sah er Erdbeeren stehen. „Hier will ich doch erst ein paar Erdbeeren essen,“ sagte der Fuchs. „Wo mag wohl die Bremse am laufen sein?“ Da machte sich der Fuchs daran Erdbeeren zu essen. „In einer kleinen Weile komme ich ja doch an's Ziel,“ sagte der Fuchs.

Als er nun schon beinahe angekommen war, da machte sich die Bremse eilends auf und so wurde der Fuchs besiegt.

„Ich habe gewonnen, Fuchs,“ sagte die Bremse; „zahl mir meine Wette aus.“ „Ich will nicht,“ sagte der Fuchs. „Sei froh, dass ich dich nicht fresse.“

Da holte sich die Bremse Genossen zur Hilfe. Zu hundert, zu zwei hundert, zu fünfzig, zu sechszig, so kamen die Bremsen an. Und sie krabbelten auf ihm herum und stachen ihn. Gar viele tötete der Fuchs. Lebendig krochen sie in ihn hinein, und dann bissen ihn die lebendigen Bremsen von innen in den Bauch. Da lief er zum Wasser und stürzte sich hinein. Aber die Bremsen bissen ihn immer weiter. Da lief er wieder davon nach dem Walde. Dort am Rande des Waldes wurde er endlich von den Bremsen getötet.

---

(1) 11. Die Geschichte von dem kleinen Vogel Chilchihuen.(1)

Der kleine Vogel schlief einmal auf dem Felde. Als er schlief da tötete ihn der Frost. Da wurde dem Frost der Prozess gemacht. „Warum hast du den Chilchihuen (Papagei) getötet?“ fragte man den Frost.

„Wie sollte ich das nicht tun?“ sagte der Frost; „schmilzt mich doch die Sonne.“

„Warum schmilzt du den Frost, Sonne?“ fragte man die Sonne.

„Wie sollte ich das nicht tun, bedeckt mich doch die Wolke!“ sagte die Sonne.

„Warum bedeckst du die Sonne, Wolke?“ fragte man da die Wolke.

„Wie sollte ich das nicht tun, da der Wind mich treibt!“ antwortete die Wolke.

„Warum treibst du die Wolke, Wind?“ fragte man da den Wind.

„Wie sollte ich das nicht tun, wenn mich doch das Lehmhaus des Winka (2) aufhällt,“ sagte der Wind. (2)

„Warum hältst du den Wind auf, Lehmhaus des Winka?“ fragte man das Lehmhaus.

„Wie sollte ich das nicht tun, wenn mich doch die Ratte durchlöchert.

„Warum durchlöcherst du das Lehmhaus?“ fragte man die Ratte.

„Wie sollte ich das nicht tun, wenn mich doch die Katze frisst,“ sagte die Ratte.

„Warum frisst du die Ratte?“ fragte man die Katze.

„Wie sollte ich das nicht tun, da der Hund mich zerzaust,“ sagte die Katze.

„Warum zerzaust du die Katze, Hund?“ fragte man den Hund.

„Wie sollte ich das nicht tun, da mich der Knüppel prügelt,“ sagte der Hund.

„Warum prügelst du den Hund, Knüppel?“ fragte man den Knüppel.

„Wie sollte ich das nicht tun, da mich das Feuer verbrennt,“ sagte der Knüppel.

„Warum verbrennst du den Knüppel, Feuer?“ fragte man das Feuer.

„Wie sollte ich das nicht tun, wenn mich das Wasser löscht,“ sagte das Feuer.

„Warum löscht du das Feuer, Wasser?" fragte man das Wasser.

„Wie sollte ich das nicht tun, da mich das Vieh säuft," sagte das Wasser.

„Warum säufst du das Wasser, Vieh?" fragte man das Vieh.

„Wie sollte ich das nicht tun, da mich das Messer tötet," sagte das Vieh.

„Warum tötest du das Vieh?" fragte man das Messer.

„Wie sollte ich das nicht tun, da mich der Schmied macht," sagte das Messer.

„Warum maohst du das Messer, Schmied?" fragte man den Schmied.

„Wie sollte ich das nicht tun, da mich der Herrscher der Menschen macht," sagte der Schmied.

---

12. Die Geschichte vom Zorzal und dem Fuchs.

„Lass uns spielen, Freund Zorzal (Drossel)," sagte der Fuchs.

„Gut," sagte der Zorzal. „Was wollen wir spielen?" sagte der Zorzal.

„Ich werde dir das sagen (d. h. Rätsel aufgeben), du wirst alles wissen," sagte der Fuchs.

„Gut," war die Antwort.

(1) Da sagte der Fuchs dieses: (1)

„Es liegt auf dem Wege." („Das nennst du Schlange.")

(2) „Es hüpft auf dem Wege." („Das nennst du Kröte.")

„Es hängt in der Höhe." („Das nennst du Coguil." (2)

„Es ist rund in der Höhe." („Das nennst du Apfel.")

(3) „Es ist rot in der Höhe." („Das nennst du Kirsche.")

„Es durchlöchert Kernholz." („Das nennst du Wirrschwamm." (3)

„Es durchlöchert die Erde." („Das nennst du Ratte.")

„Es zerwühlt die Erde." („Das nennst du Schwein.")

„Es geht trampel trampel." („Das nennst du Pferd.")

„Es geht grätschbeinig.“ („Das nennst du Schaf.“)

„Es geht klinker klinker.“ („Das nennst du Rind.“)

„Es sitzt auf dem Boden.“ („Das nennst du Schwamm.“)

„Es sitzt auf dem schwarzen Stumpf.“ (4) („Das nennst du (4)
Mensch.“)

So sagte der Fuchs. „Nun rate das!“ sagte er zum Zorzal·

Märchen europäischen Ursprungs

13. Das Märchen von den drei Schwestern.

Es war einmal eine alte Frau, die hatte drei Töchter. Die eine sagte: „Ich will ausziehen und arbeiten; irgend eine Arbeit werde ich schon finden. Wir sind ja so arm.“ Sie hatte eine Henne; die nahm sie mit als Wegzehrung. Und so machte sie sich auf den Weg und wanderte dahin einen halben Tag. „Hier will ich ein wenig ausruhen,“ sagte sie bei einem kleinen Wasser; und da ruhte sie sich aus. Als sie so im Schatten dalag, erblickte sie einen reichen Herrn.

„Guten Tag,“ sagte er zu ihr. „Guten Tag,“ antwortete sie.

„Wo willst du denn hin?“ sagte er zu ihr, „dass du so ganz allein wanderst.“ — „Ja, ich gehe auf Arbeit aus,“ antwortete sie. „Hast du etwa irgend welche Arbeit für mich?“ sagte sie zu dem reichen Herrn. — „Ja, ich habe Arbeit,“ sagte der reiche Herr. „Komm und wasche mir meine Wäsche,“ sagte er zu dem Mädchen. Da gingen sie denn susammen. Er liess das Mädchen auf dem Pferde hinten aufsitzen. So kamen sie zu dem Hause des reichen Herrn. Da übernachtete das Mädchen. Am nächsten Morgen gab man ihr die Wäsche zum waschen, und sie wusch sie. Am Tage darauf gab sie die Wäsche zurück.

Da sagte der Herr zu ihr: „Was willst du haben; die Gerte
(1) oder Geld?“ (1) „Gieb mir Geld,“ antwortete sie.

Er gab ihr den ganzen Schoss voll Geld und sie trug es so im Bausche ihres Rockes fort. So kam sie nach Hause zurück und brachte ihr Geld mit.

Und sie machte sich schöne Kleidung und kaufte sich ein Umschlagetuch und einen Rock; und ihrer Mutter kaufte sie dasselbe und ihren Schwestern kaufte sie Kleidung.

Da sagte die mittlere von den Mädchen: „Ich will auch sogleich ausziehen.“ So zog sie aus und ruhte sich auch an einem kleinen Wasser aus. Da erblickte sie auch einen reichen Herrn.

„Guten Tag,“ sagte der zu ihr. „Guten Tag,“ antwortete sie.

„Wo willst du denn hin?“ sagte er zu dem Mädchen.—„Ich gehe auf Arbeit,“ sagte sie, „ob ich etwa irgend welche finde, so etwa als Köchin.“ — „Ich habe Arbeit,“ sagte der Herr da zu ihr. „Komm mit mir!“ Und so nahm er sie mit. Als sie angekommen waren, da kochte sie ihm das Essen sechs Tage lang. [Da fragte er sie auch: „Willst du die Gerte oder Geld?“ Und sie antwortete: „Gieb mir Geld.“]

Da gab er ihr eine grosse Menge Geld.

Dann machte sie sich wieder auf, nach Hause. Als sie ankam zeigte sie ihr Geld ihrer Mutter.

„Na ja, das ist Recht meine Tochter!“ sagte die zu ihr.

Nun war nur die jüngste von den Mädchen noch so gar arm. „Ich will auch sogleich ausziehen; es mag gehen wie es will,“ sagte das kleine Mädchen. Sie hatte ein kleines Hühnchen, das nahm sie als Wegzehrung mit. Im Schatten einer Eiche da streckte sie sich nieder, um auszuruhen.

Da erblickte sie auch einen reichen Herrn.

„Nun was liegst du denn da ausgestreckt?“ sagte er zu ihr. — „Ich möchte Arbeit haben,“ antwortete sie. — „Ich habe Arbeit; komm und wasch mir meine Wäsche,“ sagte er. — „Gut,“ antwortete sie. Damit machte sie sich auf und kam an.

Am Nachmittag gab man ihr die Wäsche und am nächsten Morgen gab sie sie zurück.

Da fragte man sie: „Was willst du haben, die Gerte oder Geld?“

„Die Gerte!“ antwortete sie.

Da gab man ihr eine kleine Gerte, und unterwies sie. „Hier die Gerte gebe ich dir. Was du auch immer von ihr fordern magst, was es auch sei das du ihr sagst, du wirst es bekommen. In einen Stein musst du sie stecken und da einpflanzen.“

Sie kam nach Hause zurück und brachte ihre Gerte mit.

„Was bringst du mit?“ fragte man sie. „Hier die kleine Gerte hat man mir gegeben,“ antwortete sie. „Wozu bringst du die Gerte mit, du Dummkopf!“ sagte man ihr.

Sie pflanzte die kleine Gerte ein.

(2) Bald darauf feierte man ein Bittfest. (2) „Wir werden hin-
gehen,“ sagten die andern. „Die Kleine da wird zu Hause
bleiben,“ sagte man ihr. „Ich werde auch hingehen,“ sagte
sie. „Nein, du wirst nicht gehen,“ war die Antwort.

Da ging sie zu ihrer Gerte und sagte:

„Gerte, kleine Gerte!“

(3) „Gieb mir ein gesatteltes Pferd, alles von reinem Silber; (3)
silberne Zügel soll es haben. Zwei Knappen will ich mit-
führen. Ganz gleich von Angesicht sollen meine beiden
Knappen sein.“

Da fing es sofort an im Steine zu trampeln und heraus kam
ein Pferd und die zwei Knappen; alle die Kleidung kam her-
vor, Ohrringe, Brustschmuck, Schultergehänge, Busennadel,
(4) Medaillenhalsband, (4) alles, alles. Das legte sie alles an.

Dann machte sie sich auf den Weg und kam zu dem Bittfest. Dort gingen auch ihre Mutter und Geschwister spazieren. Als sie vom Pferde stieg, hielten ihr die beiden Knappen die Zügel.

So blieb sie denn eine Weile auf dem Feste und kehrte dann zurück. Alle ihre Kleidung gab sie wieder ab, und ihre beiden Knappen gab sie wieder ab.

Da war sie wieder ganz arm.

Darauf kamen auch die andern Töchter zurück und erzählten einander: „Da auf dem Feste ging auch eine Jungfrau spazieren, ach, das war ein hübsches Mädchen, die führte zwei Knappen mit sich, die waren ganz gleich von Angesicht.“

Da sagte das Mädchen: „War ich das nicht etwa?“

„Ei, zum Henker, Unverschämte!“ bekam das Mägdelein
(5) zur Antwort. (5)

Aber der Sohn eines gar reichen Herrn, der sagte zu seinem Vater: „Ich will das Mädchen heiraten.“ Dann ging er aus

sie zu suchen, und er fand das Mägdelein. Da verheirateten sie sich mit einander und sie brachte ihr gesatteltes Pferd und ihre beiden Knappen mit. (6) (6)

---

14. Das Märchen von den drei Brüdern. (1) (1)

Es war einmal eine alte Frau, die hatte drei Söhne. Sie war krank, sehr krank. Zwei von den Söhnen waren erwachsen, der dritte war noch klein.

Da gingen die beiden grossen einmal auf die Jagd und liessen den Kleinen zu Hause. „Du musst deine Mutter baden,“ sagten sie zu ihm; da badete er seine kranke Mutter in siedendem Wasser, davon starb sie ganz mausetot. Er aber war ganz vergnügt und ging hinaus um zu spielen.

Als nun seine beiden Brüder zurückkamen, da fragten sie ihn: „Wie geht es deiner Mutter?“ sagten sie zu ihm. „Ei, ganz gut, sie lacht vor Vergnügen,“ antwortete er.

„Das ist gut,“ sagten da die beiden Brüder und gingen hinein um die Mutter zu sehen. Da war sie tot. Nun weinten sie gar sehr. „Du bist doch wirklich gar zu dumm, Freundchen; unsere Mutter ist gestorben,“ sagten sie.

Darauf sprachen sie zu ihm und sagten: „Du wirst die Mutter zum Vater bringen,“ so sagten sie zu dem Kleinen. Da nahm er seine tote Mutter und legte sie oben auf ein Pferd und führte sie so davon. Seine Hand wurde müde. Da warf er seine Mutter hinunter und liess sie liegen. So ging er denn allein von dannen und kam zu seinem Vater und sprach so zu ihm: „Da hinten hab' ich meine tote Mutter liegen lassen.“— „Wo?“ war die Antwort.—„Nun, da hinten,“ sagte er.—„Wir wollen zusammen hingehen,“ war die Antwort.

So ging er denn dahin mit seinem Vater. Und sie beeilten sich sehr; aber wie sie so eilten, da kehrte der Vater auf einmal um. Er hatte Angst. Auf einem schnellen Pferde ritt er davon; der andere aber folgte ihm. Bald blieb der Kleine zurück und setzte alleine seinen Weg fort.

Da traf er einen Mann. „Willst du nicht deine Stute ver-

kaufen?" sagte der zu ihm. „Ja, ich will sie verkaufen," antwortete er. „Was kostet sie?" fragte der andere. „Achtzehn Thaler."

So wurde der Kauf abgeschlossen und er ging zu Fuss weiter. Da fragten sie [seine Brüder] ihn: „Und wo hast du deine Stute?" sagten sie zu ihm. — „Die hab' ich verkauft," antwortete er. — „Für wie viel hast du sie verkauft?" — „Für achtzehn Thaler," sagte er. — „Bist du aber dumm! Donnerwetter!"

Da sagte er zu ihnen: „Warum bin ich denn dumm?"

„Was hast du denn für Geld?" sagten sie zu ihm. — Da zog er zehn Pfennig und einen Fünfer hervor. — „Du bist doch gar zu dumm," sagten sie zu ihm.

„Wir wollen sogleich alle zusammen ausziehen," sagten sie und zogen davon. — „Was willst du mitnehmen?" sagten sie zu ihm. — „Ich werde die Tür meiner Mutter mitnehmen," antwortete er. So zogen sie denn aus, und er nahm die Tür auf den Rücken.

So kamen sie zu einem Ort, wo spanische Räuber waren, die kamen auf sie zu. Da machten sie sich aus dem Staube und stiegen auf einen Witrubaum, und zogen die Tür mit hinauf.

Da sagte er: „Ich bin müde; helft mir festhalten." Aber sie sagten, sie wollten nicht. Da zog er seine Unterhosen herunter und kackte, während die Räuber gerade Suppe kochten, und seine Kacke fiel gerade in den Topf

„Was ist denn das?" sagten die Spanier. „Vielleicht ein Geier," sagte einer. „Wollen wir ihn schiessen?" sagten einige. Aber ein anderer sagte: „Tut das nicht! gar zu weit würde der Schuss schallen."

Da warf er seine Tür von oben hinunter und tötete einen von den Spaniern. Da machten sich die andern eiligst davon.

Nun kamen sie [die drei Brüder] wieder vom Baum herunter und sagten: „Wir wollen aufbrechen." „Ich breche nicht auf," sagte der Kleine. So zogen die beiden Grossen davon; sie brachen auf und machten sich auf den Weg. Der Kleine aber blieb da.

Da kam ein Hund heran. Den rief er. Da kam er heran. Er gab ihm Fleich; da schlief der Hund ein. Da band er ihm

Heu mit Fett zusammengeschmiert an den Schwanz und steckte es an. Da sprang der Hund davon und lief gerade dahin, wo die Räuber waren. Da liefen die spanischen Räuber eiligst davon. Sie überlegten und sagten: „Was geht denn eigentlich mit uns vor?“ Und sie sagten zu einem, „Geh,“ da ging er und fand den kleinen Indianer.

„Guten Tag,“ sagte der zu ihm. „Guten Tag,“ antwortete er. „Steig ab,“ sagte er zu dem Spanier.

Da ging er gerade zum Fleisch essen und der Spanier stieg ab. Als er abgestiegen war, sagte der Indianer: „Komm auch Fleich essen.“ Da kam er zum Essen. Während er so ass, sah ihm der andere immerfort ins Gesicht, dann sagte er zu ihm:

„Was hast du denn eigentlich im Munde?“

Der Räuber fasste sich in den Mund und antwortete: „Gar nichts!“

„Nun, merkst du denn das nicht?“ sagte der kleine Indianer. „Das ist ja Wolle.“ Da fasste er ihm in den Mund und sagte: „Das hier! tu das heraus. Steck' deine Zunge heraus.“ Da steckte er sie heraus und als er sie heraussteckte schnitt ihm der Indianer die Zunge aus. Da rannte der Räuber eiligst davon und kam zu seinen Gefährten.

„Nun, was ist denn los?“ fragten ihn seine Gefährten. „Was giebt es denn?“ Aber der sagte gar nichts. Da gingen sie eilends davon.

Der kleine Indianer aber legte sich schlafen. Als es Morgen war, machte er sich auf und nahm seine Tür mit.

Wie er so dahinwanderte, kam er zu einem Herrn.

„Wo willst du hin?“ fragte man ihn. „Ich bin auf der Wanderschaft,“ antwortete er; „ich suche Arbeit.“ „Wo hast du die Tür gekauft?“ fragte man ihn.

„Da hinten,“ antwortete er. „Sind da noch mehr Türen zu verkaufen?“ fragte man ihn.

„Eine ganze Menge,“ antwortete er. „Wo denn?“ fragte der ander; „führ mich dahin.“—„Nein, ich mag nicht,“ antwortete er. „Ich werde es dir bezahlen,“ sagte der Herr.

„Wie viel willst du mir geben?“ fragte der kleine Indianer.

„Einen Thaler,“ war die Antwort. „Nein, ich will nicht,“

sagte er. „Zwei Thaler," sagte der Herr. Da sagte er: „Gut."

Er führte den Herrn und sie gingen dahin. Der Herr aber hatte viel Geld.

„Wo führt der Weg hier hin, mein Sohn?" fragte der Herr, „Dahin," antwortete er und liess ihn aufwärts gehen. So kamen sie oben auf den Berg. Der Kleine aber stieg immer voran und als er ganz oben war, rollte er Steine herab. Der Herr sagte zu ihm: „Tu' das nicht!" Da traf er ihn mit einem grossen Stein an den Kopf, so dass er starb.

Darauf kehrte der kleine Indianer um und kam wieder zu dem Hause des Herrn zurück. Man fragte ihn: „Wo ist denn dein Herr?"

„Der ist da hinten geblieben, und lässt sagen, ihr solltet ihm morgen einen Wagen schicken. Er möchte gern Türen kaufen."

So ging er wieder hin und nahm seine Tür mit und ging. Dann sagte er: „Ich will meine Tür hier lassen."

Dann kam er wieder zu einem anderen Häuptling. Da fragte man ihn: „Was willst du?" „Ich suche Arbeit," antwortete er.

Da sagte der Reiche zu ihm: „Ich habe Arbeit."

„Was hast du für Arbeit, Vater?" sagte der Indianer. „Beaufsichtige mein Gut," war die Antwort; „man stiehlt mir so viel Mais."

„Fang mir eine säugende Stute," sagte der Herr. „Gut," sagte der kleine Indianer.

„So komm' mit mir!" sagte der Herr und sie gingen zusammen und er zeigte sie ihm.

„Das ist sie," sagte der Herr. „So ist's Recht," sagte der kleine Indianer.

Dann reinigte er die Erde ringum und sagte: „Hier will ich mich hersetzen. Bringt mir Nadeln." Und er steckte die Nadeln rings um sich in die Erde. Dann sagte er so: „Wenn ich einnicke, so werde ich mich stechen und wieder aufwachen.

Als es eben Morgen wurde näherte sich die säugende Stute. Da warf er das Lasso nach ihr und traf das weisse Pferdchen.

Darauf brachte er es zu seinem Herrn. Als es eben Morgen wurde, ging er hin und rief: „Herr!“

Da sprang der Reiche auf und sagte: „Hast du sie gefangen?“ „Ja,“ antwortete er. „So bring mir ein Messer,“ sagte der Reiche. Da sagte der kleine Indianer: „Gieb sie mir, warum willst du sie töten?“

So rettete das Pferdchen sein Leben.

Da zog der kleine Indianer wieder aus und auf dem Wege holte er seine beiden Brüder ein.

„Es ist ruchbar geworden, dass du einen Herrn getötet hast,“ sagten sie und schlugen den kleinen Indianer tot.

Als er tot war, liessen sie ihn so liegen und liessen auch sein Pferdchen da zurück.

Da leckte es ihn, und er wurde wieder lebendig. Da sprach das Pferd zu ihm: „Vorhin hast du mir das Leben gerettet; jetzt habe ich dich auch wieder ins Leben zurückgebracht,“ so sagte das Pferdchen. „Wir wollen zusammengehen; wir werden deine beiden Brüder einholen,“ sagte das Pferdchen zu ihm.

Da machten sie sich auf und holten seine beiden Brüder wieder ein. Dann sagte das Pferdchen zu ihm: „Du musst mich zum Ufer des Meeres bringen.“ Da brachte er es dorthin. Und das Pferd sprach zu ihm: „Wenn irgend wo einmal ein Fest ist, so kannst du alles was du willst von mir fordern,“ so sagte das Pferdchen.

Bald darauf feierte man ein Fest. Der kleine Indianer hatte unterdessen seine beiden Brüder eingeholt. Da sagten seine beiden Brüder: „Wir wollen hingehen!“ Und der Kleine sagte: „Ich will auch hingehen.“

„Nein, du gehst nicht!“ sagten die andern und wurden böse.

So gingen also die beiden Männer hin zum Feste.

Der kleine Indianer aber ging hin und sagte: „Schimmelchen, gieb mir einen Rappen, einen ganz schwarzen, Sattel, Dolch, Sporen, Steigbügel, Zaumzeug, Zügel, Gurten; rein von Silber will ich's haben, über und über voll Silber. (2) Da kam (2)
das alles hervor und er stieg auf. So ging er zum Feste.

Als er ankam, war man gerade beim Spielen. Er spielte mit und gewann. Da war keiner ihm gleich und die hübschen

Mädchen verliebten sich in ihn und sagten: „Steig' ab und komm zum Tanze!“ „Nein, ich will nicht, antwortete er; ein ander Mal, später!“

So reiche Männer auch da waren, keiner war ihm gleich. Und es waren wohl reiche Männer da, die auch Silber hatten, aber gleich war ihm keiner.

Darauf kehrte er um und kam wieder zurück und gab auch sein Pferd wieder ab. So war er wieder ganz arm. Da kamen seine beiden Brüder auch wieder an, und erzählten einander: „Da war auch ein prächtiger, reicher Herr, dem war niemand gleich,“ sagten sie.

„War ich das nicht etwa?“ sagte da der kleine Indianer.

„Deinetwegen konnte der Mann uns alle ausstechen, Freundchen,“ sagten seine Brüder.

Abermals fand ein Spiel statt und auf sechs Tage wurde das Spiel angesetzt. Als nun das Fest herankam, da gingen die beiden Männer hin.

„Ich will auch gleich hingehen,“ sagte der kleine Indianer, und ging zu seinem Schimmel.

„Schimmel, sagte er, gieb mir einen Braunen, ohne Tadel, dem nichts gleich kommt. Von reinem Gold soll er alles haben; Steigbügel von Gold, Gurten von Gold; nichts soll ihm gleich sein.“

Da kam ein gesatteltes Pferd hervor. So ging er zum Feste. Und als er ankam, da war keiner prächtiger als der kleine Indianer. Und er ging zum Spiele und gewann. Da verliebten sich die hübschen Mädchen in ihn und sagten: „Steig' ab und komm trinken!“

„Nein, ich will nicht,“ antwortete er; „ein ander Mal, später!“

Darauf kehrte er um und kam wieder zurück. Gar viel Geld hatte er gewonnen. Als er ankam brachte er sein Pferd wieder dahin zurück, wo er es geholt hatte.

Und abermals war ein Fest. Und als das Fest heran kam, da sagte er: „Dieses Mal werden sie mich erkennen!“ Und er ging wieder zu seinem Pferdchen und sagte: „Schimmelchen, schaff' mir einen grossen Fuchs, gar schön muss er sein, alles von reinem Silber haben, nichts soll ihm fehlen. Wäsche, Jacke, Weste, Hose, Stiefel und meine ganze Tasche über und

über voll von Geld.“ So ging er zum Feste und kam an und spielte und gewann. Da sagten wieder die hübschen Mädchen zu ihm: „Steig ab!“ Da stieg er ab und ging zum Tanze. Da sassen seine beiden Brüder im Hause. Und er ging zum Tanze und tanzte einmal herum; dann ging er hinaus. Dann rief er seine beiden Brüder: „Kommt her, ihr Männer!“ sagte er, und rief sie bei Namen; „Lienkura, Kalviluan!“ rief er. Da kamen die beiden Männer und er fragte sie: „Habt ihr Geld, Freunde?“ sagte er. „Nein, wir haben keines,“ sagten da die beiden Männer. Da zog er eine grosse Handvoll aus der Tasche und gab es ihnen; jeder von beiden bekam eine grosse Handvoll.

Dann ging er wieder hinein zum tanzen, und die hübschen Mädchen verliebten sich in ihn. Da nahm er eine Frau und wurde ein gar vornehmer Herr. Drei gesattelte Pferde hatte er und das Sattelzeug immer verschieden. Einen silbernen und einen goldenen Sattel, das alles hatte er.

Erzählungen.

15. Ein Kampf Kalvukura's.

Es war einmal ein Häuptling, der hiess Kalvukura. Er wohnte in der Llaimagegend. Der ging also aus um die Fremden zu bekriegen. Er zog also hinaus zum Ostlande [Argentinien]; dort war ein Häuptling Tontiao mit Namen und sein Genosse hiess Melíñ.

So kam also Kalvukura zu den beiden Ostlandshäuptlingen. Kalvukura kam also an, wohlbehalten kam er an bei den beiden Häuptlingen. Da sprach er so zu ihm: „Ich bin gekommen, weil ich hörte, wie berühmt du bist; deshalb bin ich gekommen," sprach er zu dem Häuptling.

Da antwortete der ihm so: „Ja, das bin ich. Ich habe viel Krieg gehabt mit den Argentinern. Jetzt aber ist das Land in Ruhe; wir wollen Freunde sein; es wird nicht mehr gekämpft werden," sagte er zu Kalvukura. Da sprach Kalvukura so: „Ja, wir wollen Freunde sein!" so sagte der Kalvukura.

Da feierte Kalvukura zwei Tage lang eine Festversammlung. Tontiao wurde eingeladen und kam; er langte beim Feste an, und hielt folgende Wechselrede: „Wann bist du angekommen, Kalvukura? Wir wollen Freunde sein!" sagte er zu Kalvukura.

„Ja, wir wollen Freunde sein," antwortete Kalvukura.

Weitere zwei Tage darauf ging Kalvukura zu Rate und beschloss dem Tontiao den Krieg zu machen.

Tontiao hatte sein Haus mit einem Graben umgeben.

Kalvukura führte hundert und fünfzig Mann mit sich.

Tontiao dachte an gar nichts weiter, da wurde er plötzlich

überfallen und umringt. Er hatte aber im innern ein Pferd stehen. Da liess Kalvukura melden: „Jetzt ist dein Tag gekommen."

Da kam Tontiao aus dem Hause heraus mit dem Schwert umgürtet und bestieg sein Pferd. Auf schnellem Rosse machte er einen Ausfall. Mitten durch Kalvukura's Mannen bahnte er sich Weg und sein Pferd sprang über den Graben. Vergebens zielte man nach ihm, er wurde nicht getroffen. Er war ein schmächtiger grosser Mann, unverletzt kam er durch.

Da wurde Kalvukura zornig und ergrimmte über seine Mannen. Man legte dem Tontiao einen Hinterhalt. Bei einem Hinterhalt kam er vorüber. Aber da lag im anderen Hinterhalt Külapang, sein [Kalvukura's] Bruder. Nun wurde Tontiao verfolgt; sein Pferd stürzte. Da traf ihn eine Lanze und so ward er getötet.

Kalvukura aber war ärgerlich und zürnte seinen Leuten, weil Tontiao entkommen sei.

„Allesammt wird uns Tontiao töten!" sagte also Kalvukura; da brachte Hauptmann Külapang Tontiao's Ross am Zügel. Kalvukura sprach zu ihm: „Wie steht's, mein Sohn Külapang?" sagte er.

„Er ist tot!" antwortete Hauptmann Külapang.

„So, mein Sohn; jetzt bist du wahrhaftig Külapang [dreifacher Löwe]; du sollst Führer der Männer werden."

Es war auch einer von Tontiao's Leuten zum Gefangenen gemacht worden. Den packte Kalvukura.

„Und der andere, Melíñ, wo steckt der?" fragte er den Gefangenen. „Draussen liegt ein Pferdefell; darunter hat Melíñ sich versteckt," antwortete der Gefangene. Da machte sich Kalvukura mit seinen Leuten auf, und so entdeckten sie ihn unter dem Pferdefell. So wie Melíñ zum Vorschein kam, sprang er auf; aber eine Lanze traf ihn und so wurde auch er getötet.

„Jetzt gewinnen wir Land!" sagte Kalvukura.

Darauf schickte er Boten an die argentinischen Fremden und liess ihnen sagen: „Argentiner, seit lange habe ich gehört, dass Tontiao den Ruf der Verwegenheit hatte. Deshalb bin ich gekommen; schon lange ist es so. Ich kam deshalb meinen

Argentinern zu Hilfe und habe ihre Feinde getötet. Meine Argentiner, wir wollen Freunde sein. Es wird nichts mehr vorkommen. Wenn wir gute Freunde sind, wird es keinen Aufstand mehr geben," so sagte also Kalvukura. So kam also Kalvukura hin. Da überlegten die Argentiner: „Woher kam uns mit einem Mal die Hilfe?" sagten sie. Man nannte ihnen Kalvukura und sie fragten: „Woher kommt Kalvukura?"

Da kam Kalvukura an: „Ich komme von der Llaimagegend, Kalvukura ist mein Name."

Die Argentiner sahen ihn gern und sprachen: „Wir werden dir Gehalt bezahlen."

So bekam er Gehalt; allerlei bekam er, Geld, Kleidung, Nahrungsmittel, alles, alles wurde ihm geliefert.

In diesem Verhältnis blieb Kalvukura bis er einige Zeit darauf starb. Als er starb hinterliess er zwei Brüder und seine Söhne. Da bezog sein Bruder den Gehalt.

* * *

Külapang kehrte wieder hierher [nach Chile] zurück. Er hatte gar nichts; aber er war Silberschmied. Ein hübsches Mädchen führte er als Frau heim, die bekam viel Silberschmuck.

Eines Tages kam der Häuptling Namunkura in dieses Land herüber und kam in der Nähe von Külapang an. Da wurde dem Külapang seine Frau geraubt. Ein Krieger entführte sie. Külapang ergrimmte. (Er hatte zwei Söhne.) Er schickte einen Boten zu Namunkura. Der wurde vor Namunkura gebracht.

„Man hat mir meine Frau geraubt! Wer ist das gewesen?" — „Er selbst war es oder sein Onkel," erhielt Külapang als Antwort.

Da sattelte Külapang und machte sich mit seinen beiden Söhnen auf den Weg. Als sie ankamen sprachen sie zu Namunkura: „Warum raubt mir Namunkura meine Frau? Kennst du mich etwa nicht, Namunkura? Dein Bruder war doch Kalvukura; mit dem zog ich gegen Tontiao. Ich war es der den Tontiao erschlug," sprach Külapang.

„Ja, so ist es," antwortete Namunkura; „willst du den

Krieger töten [der es tat], so magst du ihn töten. Damit wurde der Krieger auf Tod und Leben ihm übergeben. Aber Külapang sprach: „Was hab ich davon, wenn ich jenen Krieger töte. Meine Frau gebt mir wieder!“

So bekam Külapang seine Frau zurück.

---

16. Ein Raubzug.

Die Indianer machten einmal einen Raubzug ins Land der Fremden. Nach dem Einfall in dieses Land kehrten dreissig Mann surück. Sie brachen auf nach dem Ostlande und trafen zwei gar reiche Herren, die fünfzehn Mann bei sich hatten. Als nun die Indianer mit diesen zusammenstiessen, raubten sie ihncn neun Trupp Pferde.

Einer von den Indianern verstand die Sprache der Fremden. Als nun auch den beiden reichen Herrn ihre Pferde geraubt werden sollten, sprach man zu ihnen: „Ergebt euch beide!“ „Gut,“ sagten da die beiden Reichen. Aber der landeskundige Führer war nicht einverstanden. „Tut das nicht!“ sagte er zu den beiden reichen Herren. „Was soll aus uns werden? wo werden wir Wasser und wo Nahrung finden?“ sagte der Landeskundige. Das fanden die beiden reichen Herren richtig und der Landeskundige teilte es den Indianern mit um ihre Meinung zu erfahren.

„Gieb dein Pferd und deine Kleider her!“ sagte man zu ihm. Aber das wollte er nicht. „Das werde ich dir geben!“ sprach er und ergriff seine Flinte.

Da schürzten die Indianer ihre Hosen herauf [d. h. bereiteten sich zum Angriff]. Gleich darauf griffen sie an and kämpften und vernichteten alle. Die beiden reichen Herren starben.

Einer von den Indianern bemächtigte sich alles Geldes; die andern kümmerten sich nicht darum.

Als die argentinische Regierung den Vorfall erfuhr, sandte sie Botschaft nach Santiago. „Sie haben uns unsere beiden

reichen Herren erschlagen, dafür musst du mir die Indianer ausliefern, mein Freund,“ liessen sie sagen.

Aber die Santiaguiner wollten das nicht: „Das ist eben so vom Herrscher der Menschen geschickt. Wie könnt ihr erwarten, dass die Indianer anders handeln sollten, wenn sie mit ihren Feinden zusammentreffen?“ liess man der argentinischen Regierung als Antwort sagen.

Der Indianer aber der das Geld hatte, ging zu einem Schreiber und liess das Geld zählen. Bis acht tausend Thaler zählte er, so weit ging seine Rechnung; wie viel noch das übrige Geld betrug, erfuhr er nicht. Darauf verbarg er all das Geld in zwei Flaschen. Da liegt nun das Geld noch verborgen im Huanakosee im Ostlande.

---

17. Ein Streit.

Zwei Vettern lagen im Streit; der eine, Wintschupang, brach auf und kam nach Wünvali. „Schon sind meine beiden Vettern im Kampf,“ sagte Kuantschu und unternahm einen Raubzug gegen Wintschupang. Da wurde sein Vieh geraubt, und seine Söhne alle zusammen wurden geraubt; die Pinienfrüchte wurden geraubt, die Häuser geplündert und er selbst wurde aus seinem Hause herausgeworfen.

Da sandte er Botschaft an seinen Oheim: „Mein Oheim, ich habe nichts böses getan,“ liess er sagen.

„Wenn mein Sohn will, so werde ich gehen,“ war die Antwort.

Darauf sandte er noch einen Krieger als Boten aus: „Du bist ja mein Vetter, erweise mir den Dienst; hilf mir im Kampfe,“ so liess er seinem Vetter sagen.

„Mir ist's Recht,“ antwortete Katrün. „Morgen in aller Frühe werde ich ankommen.“

Er wohnte bei einem Häuptling, und hatte viele Verwandten und Söhne. Die alle liess er benachrichtigen. Gegen Morgen machten sie sich auf und kamen nach Wünvali. Allein in Begleitung von zwei Kriegern suchte er Kuantschu auf. „Warum

ist mein Vetter im Kriege?“ sagte er zu Kuantschu. „Deshalb bin ich gekommen; du wirst mir das Vieh geben, Vetter,“ sagte er zu Kuantschu. „Ich will nicht,“ antwortete der. „Schnell waffnet euch!“ sagte er zu seinen Mannen. Sofort waren die Krieger schon versammelt und griffen Katrün an. an. Da ergimmte er und schickte einen Mann als Boten um seine Leute zu holen. In kurzem brachte er sie herbei und nun entspann sich der Kampf. Alles Vieh wurde dem Kuantschu wieder abgenommen und er wurde selbst verwundet.

So sah Wintschupang sein Vieh wieder und seine Heimat und sein Haus, alles sah er wieder.

---

18. Liebesgeschichte.

Ein Indianer ging einmal zu seiner Liebsten und trennte sich auf lange Zeit von seinen Leuten. Als er dort angekommen war, sandte sein Vater Botschaft nach ihm und seine Freunde suchten ihn. Er hatte Getränke mitgebracht und so zechten sie bis in die Nacht hinein. Als es Nacht war, gingen sie schlafen. Das Mädchen kam. „Komm, ich möchte mit dir schlafen gehen, Schwester,“ sagte er. „Nein, ich mag nicht,“ antwortete sie. „Wir wollen uns ja verheiraten,“ sagte er. „Nein, ich mag nicht,“ antwortete sie. Er ging mit ihr hinein zum schlafen.

„Wo bist du gewesen?“ fragte sie. „Ich war dort draussen,“ antwortete er. „Wo?“ fragte sie. „Dort, bei einem Herrn,“ sagte er. „Lass uns dorthin gehen. Ich bin dort gar gut aufgehoben.“ „Du wohnst in fremdem Lande; zu Leuten die ich nicht kenne, würde ich kommen,“ antwortete das Mädchen. „Du musst wieder hierher kommen; wenn du wiederkommst, wollen wir uns verheiraten,“ sagte sie zu dem Manne.

„Lass uns doch wieder so bleiben als Liebespaar,“ sagte der Mann.

„Nein, antwortete das Mädchen. Wenn du wieder kommst, so wollen wir uns verheiraten.“

„Aber du darfst dann keinen andern Mann nehmen. Kein anderer darf dich als Frau nehmen," sagte er zu ihr.

„Ich habe keinen andern," sagte sie.

„Bin ich denn nicht ein guter Mann?" sagte der Mann. Ich liebe dich gar sehr, liebe Schwester; wir wollen uns doch nur gleich verheiraten," sagte er zu dem Mädchen.

„Nun mir ist's recht," antwortete sie.

Zwei Tage darauf ging der Mann wieder fort, und kam und besuchte seine Freunde.

„Wo bist du gewesen, Freund? Ich suchte dich neulich Nachts," sagten sie zu ihm.

„Ich war bei meiner Liebsten," antwortete er. „Das Mädel war mir böse."—„Warum war sie dir denn böse? bist du denn kein guter Mann?" sagten sie zu ihm.

---

19. Die Erzählung von Mariñamko.

Er war ein recht böser Mensch. Einmal kam ein alter Mann zu ihm und sagte: „Ich komme, Vater Mariñamko; ich liebe ein junges Weib."

„Welches Weib?" fragte Mariñamko. „Diese da," antwortete der Alte.

Da sprach Mariñamko wiederum: „Das Weib soll kommen," so liess er ihr sagen. Das Weib machte sich auf und kam an. Da sprach Mariñamko mit ihr: „Da, dieser Alte will dich keiraten. Wenn du nicht willst, werde ich dir den Kopf abschneiden," sagte er zu dem jungen Weibe. „Lange wird der Alte ja doch nicht mehr leben." —

Ein ander Mal kam eine Alte deren Mann gestorben war. „Da bin ich also, Vater Mariñamko," sagte sie zu ihm. „Gut," antwortete er; „was willst du denn, Mütterchen?" „Ich komme, weil mein Mann gestorben ist. Mein Vieh geht allein [ohne Hirten], sagte die Alte. Deshalb will ich einen jungen Mann um mich mit ihm zu verheiraten."

Da wurde ein Bote zu dem jungen Mann geschickt. Der

machte sich auf und kam bei Mariñamko an. Als er ankam sagte man zu ihm: „Diese Alte will sich mit dir verheiraten. Du wirst sie zur Frau nehmen. Lange wird ja das Leben der armen Alten nicht mehr dauern.“

„Ich will nicht,“ sagte der junge Mann.

„Wenn du diese Alte nicht zur Frau nimmst, so schlag' ich dich tot,“ sagte Mariñamko.

Da nahm er die Alte zur Frau.

Ach, so ein gar böses Herz hatte Mariñamko.

---

20. Das Lied von Mariñamko.

Es war einmal ein Häuptling,
Der hiess Mariñamko.
Er sang: „Mariñamko heiss' ich.
Im dichten Walde von Fayukura
tat man's mir an.
Im dichten Walde von Fayukura
zauberten sie dem Mariñamko drei Herzen.
Wenn ein Herz nun sterben sollte,
bleiben zwei Herzen am Leben,“ sprach Mariñamko.
Da hatte er niemals Mitleid mit seinen Leuten.
Doch sein eigener Hauptmann
tötete ihn.
Als er tot war, schlitzten sie ihn auf
und nahmen die drei Herzen heraus.
So starb Mariñamko. O weh!

---

21. Das Lied der Frau.

Einen Gatten
hatte sie;
da entführte

sie ein andrer
weit nach fremden Landen.
Als sie ankam
von Winfáli,
bei der Ankunft
also sang sie
ihren Sang:
„Weit von fremdem Lande komm ich;
dort aus blauer blauer Ferne,
zog durchs Land ich
stets mit Weinen,
stets mit Thränen.
Komme, sprach das Weib,
weit aus fernen Landen,
wo den teuren Freund ich liess; o weh!“

ANMERKUNGEN

ll, ch, j in Eigennamen und arauk. Wörtern sind nach spanischer Weise auszusprechen annähernd wie deutsches *lj, tsch, ch*; *ng* ist ein Laut wie im norddeutschen Di*ng*e, O*n*kel; *tr* in arauk. Wörtern lautet wie im südenglischen try. *w* gleich englischem *w*.

Autobiographie.

(1) In Collipulli ist eine Missionsschule.

1. (1) Der „kleine" Indianer ist im Sinne eines Deminutivs gebraucht, als Kosewort. Die körperliche Grösse kommt nicht in Betracht.

(2) Der Boleador besteht aus zwei oder drei Kugeln, die mit Riemen zusammengebunden sind und so auf das zu jagende Tier geschleudert werden, dass sie sich ihm um die Füsse wickeln. Im Gebrauch unter Indianern und Gauchos der argentinischen Pampas.

(3) Der Cherruve ist wahrscheinlich der Geist des Wetterleuchtens; über seine Gestalt wusste Kalvun nichts zu sagen, es ist eben ein „Ungeheuer," das Feuer speit.

(4) Die Wände des Hauses sind aus Reisig, halten also den Gestank des Chingue (*Mephitis chilensis*) nicht ab.

(5) Die Erzählung ist hier mangelhaft. Wahrscheinlich sollte der Bursche nur hinaussehen, ob das Pferd auch nicht fortgeht, und sich beim Anblick des Holzpferdes beruhigen.

(6) Diese letzte Wette ist offenbar ein ungehöriges Einschiebsel; es ist gar kein Witz dabei.

2. (1) Sie stellte sich krank und sagte dem Cherruve, ihr Bruder habe ihr die Krankheit angehext; denn jede Krankheit geht nach Ansicht der Araukaner von einem Feinde aus. Deshalb will der Cherruve den Indianer töten.

(2) Es handelt sich also um das Versiegen der Bäche in der Pampa, das durch ein dem Cherruve dargebrachtes Menschenopfer beseitigt werden soll.

(3) Hier fehlt die Angabe, dass der kleine Indianer dem Cherruve seine sieben Zungen ausschneidet und sie mitnimmt, was später entscheidend wird für den Lauf der Erzählung.

5°

(4) Auch der Neger ist ein Beweis für den argentinischen Ursprung der Sage. In allen Gauchoerzählungen kommen Neger vor; in Chile sind sie ebenso selten als in Berlin.

(5) *Föt!* ein Ausruf, verkürzt aus *vótm* Bruder.

3. (1) Von hier an, wo man erwartet, dass der Indianer die Tochter des Reichen heiratet, scheint der Schluss unpassend.

4. (1) Diese Stelle ist seltsam. Es ist nicht unmöglich, dass an Knabenliebe zu denken ist (vergl. das Wort *hueye* in den Wörterbüchern und *Bascuñan*, Cautiverio feliz p. 107); oder will sich der Tote nicht umarmen lassen, weil er keinen vollständigen Körper hat und fürchtet der Knabe möchte es merken?

(2) Der Araukaner unterscheidet ganz genau zwischen dem unehelichen Verhältniss (*üñam*) und der Ehefrau (*kure*). Die Eheschliessung ist formell Raub und Kauf. Der Bräutigam entführt die Braut, oder lässt sie durch Freunde rauben; darauf kommt der Vater des Mädchens und verlangt die Bezahlung. Erst wenn diese geleistet ist, wird die Braut rechtmässiges Eigentum des Mannes.

5. (1) Der Latrapai is ein rätselhaftes Ungeheuer der Pampa, über das Kalvun nichts näheres wusste. Auch der Name war ihm unerklärlich. Herr Chiappa glaubt von anderer Seite den Namen Latripai gehört zu haben; das würde bedeuten „der Tote kam heraus."

(2) Vergleiche 4, 2. Statt der Bezahlung sollen hier die Schwiegersöhne arbeiten.

(3) Dieser Satz hat hier gar keinen Sinn; vergl. N°. 14.

(4) Gemeint ist der im Wuchs der Eiche ähnliche chilenische Roble (*Fagus Dombei*). Im Arauk. haben die alten Bäume (*aliwen*) deren Holz innen rot ist, einen anderen Namen als die jungen (*koyam*). Ich übersetze jenes mit Kerneiche dieses mit Eiche, obgleich es sich um eine Buchenart handelt.

(5) Pillan ist der Donnergott, wahrscheinlich die höchste Gottheit der alten Araukaner. Sein Name lebt in mehreren chilenischen Ortsnamen fort.

(6) Wildes oder verwildertes Rindvieh kommt in den Abhängen der Kordillere noch heute vor.

(7) Es handelt sich hier vermutlich um eine alte Mythe; man sollte aber eher erwarten, dass der Tag (die Sonne) in einen Topf getan würde, damit es Nacht wird.

8. (1) Hier ist das Wort *chüpei toro* gebraucht, dessen genaue Erklärung Kalvun nicht geben konnte. Es soll ein stierartiges Ungeheuer sein.

11. (1) Diese Geschichte beruht auf chilenischem Original. Der Stoff ist weitverbreitet; man vergleiche das deutsche: Der Herr der schickt den Jockel aus, er soll den Hafer schneiden u. s. w. Ich habe eine ähnliche Geschichte "la averiguacion de la tenca" in

chilenisch-spanischem Dialekt am Ende meiner „Chilenischen Studien" (Phonetische Studien, herausgeg. von W. Victor, Marburg. Band VI, p. 296) veröffentlicht. In dieser Lesart geht die Tenca, eine Art Drossel, persönlich von einem zum andern, um sich über den Frost zu beschweren, der ihr ein Bein erfroren hat. Sie fragt: Frost, warum bist du so bös, dass du mir das Bein erfrierst? und erhält als Antwort: Böser als ich, ist die Sonne die mich schmilzt. So kommt das Vöglein bis zum lieben Gott, der es für seine freche Frage einfach tot schlägt.

(2) Winka ist der arauk. Name für die Europäer, die Eindringlinge. Lehmhaus bezieht sich auf die chilenischen Häuser aus ungebrannten Ziegeln.

12. (1) Kalvun sagte alle Fragen der Reihe nach und dann die Antworten. Sehr geistreich sind die Rätsel nicht.

(2) Die essbare Frucht des Quilo (*Mühlenbeckia chilensis*).

(3) Der Wirrschwamm (*gargal*) wächst auch auf dem chilenischen Roble.

(4) Das heisst „auf einem Baumstumpf."

13. (1) Für Gerte und Geld werden die spanischen Worte *varilla* und *plata* gebraucht, was auf spanisches Original schliessen lässt.

(2) Die Bittfeste (*ngillatun*) werden veranstaltet, wenn entweder zu viel Regen oder zu viel Trockenheit zur Unzeit eintritt.

(3) Die Araukaner haben von je her nur Silberschmuck hochgeschätzt und haben in der Verfertigung desselben beträchtliche Geschicklichkeit erreicht.

(4) All diese Gegenstände, die den vollen Schmuck einer reichen Indianerin ausmachen, sind von Silber.

(5) Dasselbe Zwiegespräch kommt auch im Märchen von den drei Brüdern vor.

(6) Wie man sieht ist die ganze Erzählung voller Züge die auch aus deutschen Märchen bekannt sind. Die drei Brüder oder Schwestern, die in die Welt ziehen, und von denen das jüngste Kind, scheinbar dumm oder unglücklich, schliesslich doch am besten davonkommt, kehren häufig wieder. Insbesondere vergleiche man die Geschichte vom Aschenputtel. Der „Sohn des gar reichen Herrn" ist der unvermeidliche Königssohn als Freier.

14. (1) Dieses Märchen erinnert in vielen ganz eigenartigen Zügen (z. B. die ganze Szene, in der die Tür vom Baum auf die Räuber fällt) so lebhaft an das Grimm'sche Katerlieschen, dass zwischen beiden unbedingt ein Zusammenhang herrschen muss. Das ganze scheint übrigens die Verschmelzung mehrerer unabhängiger Märchen zu sein.

(2) Vergl. 13, Anm. 4, hier das Gegenstück mit allem Schmuck des Mannes. Man beachte überhaupt die zahlreichen Parallelstellen in beiden Märchen.

15. Kalvukura ist einer der letzten Häuptlinge gewesen, mit denen die Argentiner noch in den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts zu kämpfen hatten. Die folgenden Erzählungen sind von Interesse insofern sie die eigentümlichen Rechtsbegriffe des Volkes beleuchten. Kalvun hörte die Geschichte von seinem Onkel, einem Namensvetter des berühmten Häuptling Kalvukura.

18. Diese Erzählung ist vermutlich aus Kalvuns eignem Leben. Als ich ihm diese meine Vermutung sagte, lächelte er und schwieg. Wenn ich sie trotzdem mitteile, so geschieht es, weil sie einen Einblick in die Denkweise des Volkes gewährt.

19. Diese Erzählung ist eine Erläuterung zu dem folgenden Liede, Mariñamko soll ein böser Häuptling gewesen sein, der noch nicht lange tot ist.

20. Die araukanischen Lieder kennen keine bestimmte metrische Form; es sind mehr oder weniger gleich lange Zeilen ohne Reim und bestimmten Rhythmus. Der Gesang ist, soweit ich ihn gehört habe, eigentlich mehr melodisch gehobener Vortrag.

21. Das für unseren Geschmack geniessbarste von allen Liedern die ich besitze. Die Frau war von einem Indianer aus der Nähe von Temuco aus ihrer Heimat Winfali entführt worden. Nach Kalvuns Angaben handelt es sich um eine wahre Begebenheit.

Schlusswort.

Da mir während des Druckes, bis zum August 1896, noch zahlreiche weitere Materialien von Herrn Chiappa zugesandt worden sind, so hoffe ich in einiger Zeit eine Fortsetzung geben zu können.

INHALT




Widener Library
3 2044 100 884 139